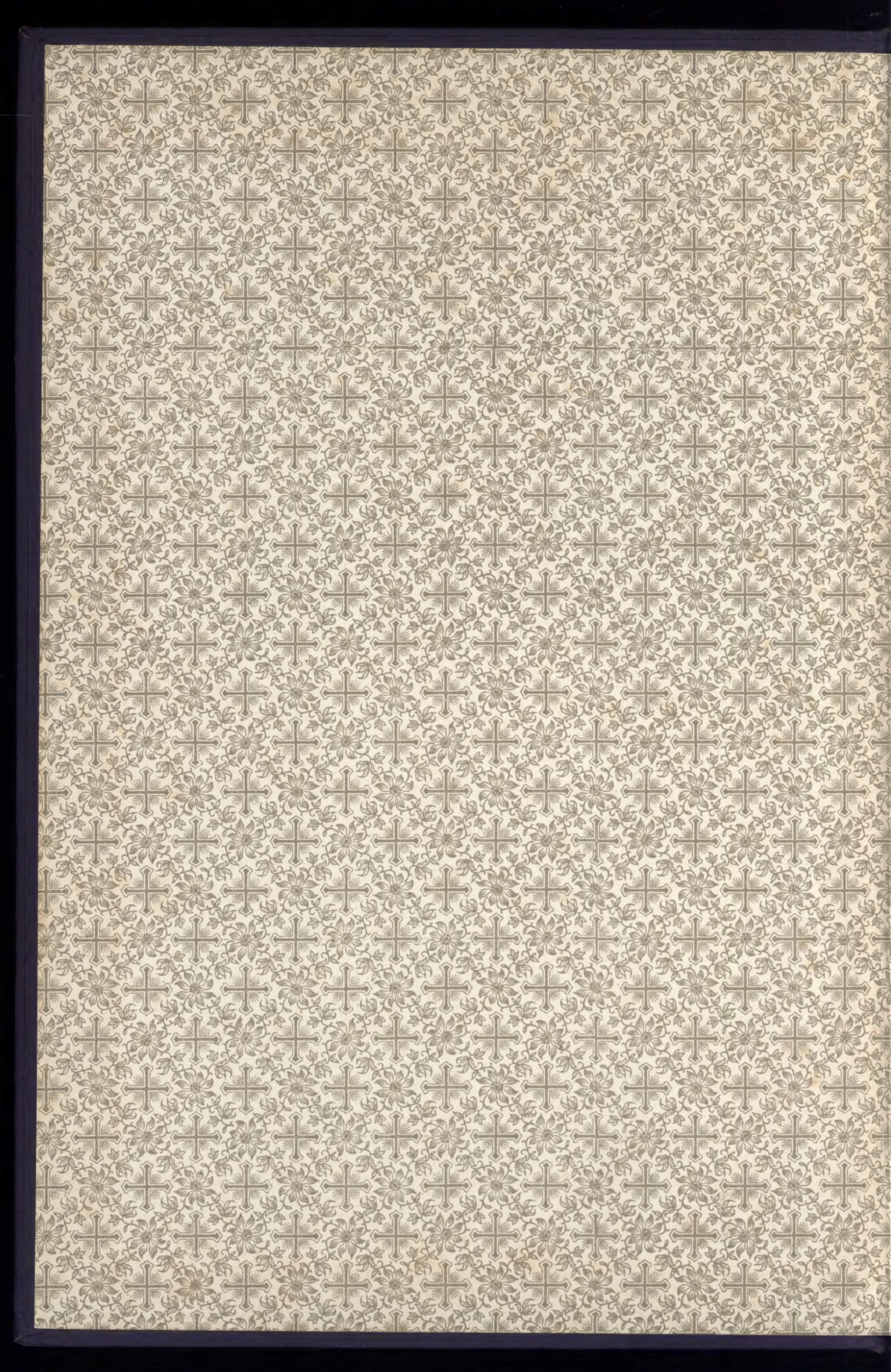
Palästinajahrbuch

des

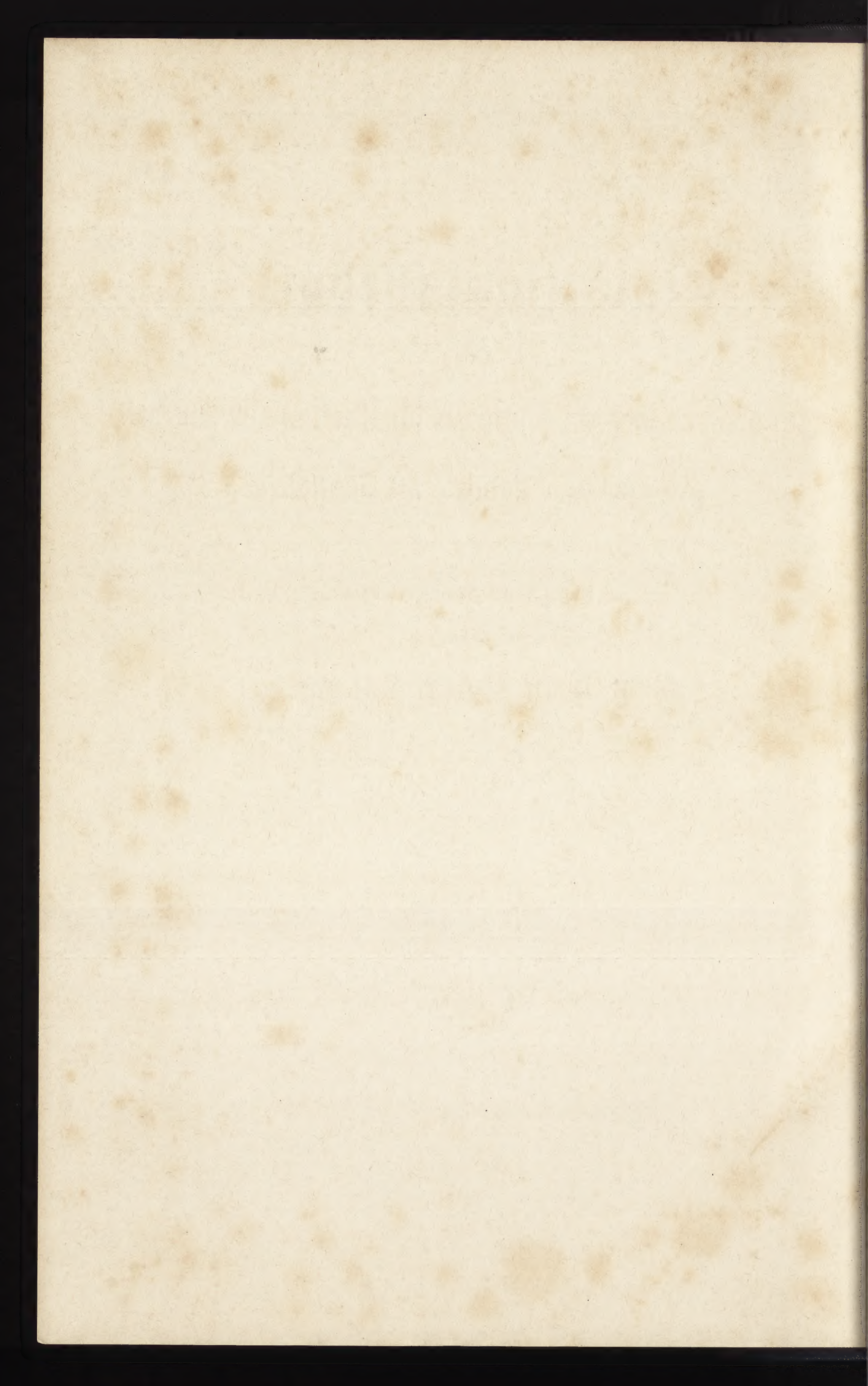
Deutschen evangelischen Instituts
für Altertumswissenschaft
des heiligen Landes zu Jerusalem

1906









Palästinajahrbuch

des

Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem

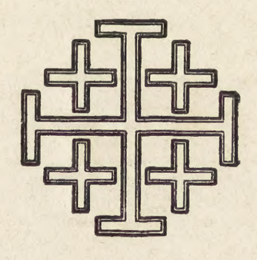
---

Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. Gustaf Dalman

Zweiter Jahrgang



Mit 2 Textskizzen, 2 Tafeln und 1 Karte in Steindruck

Berlin 1906

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71



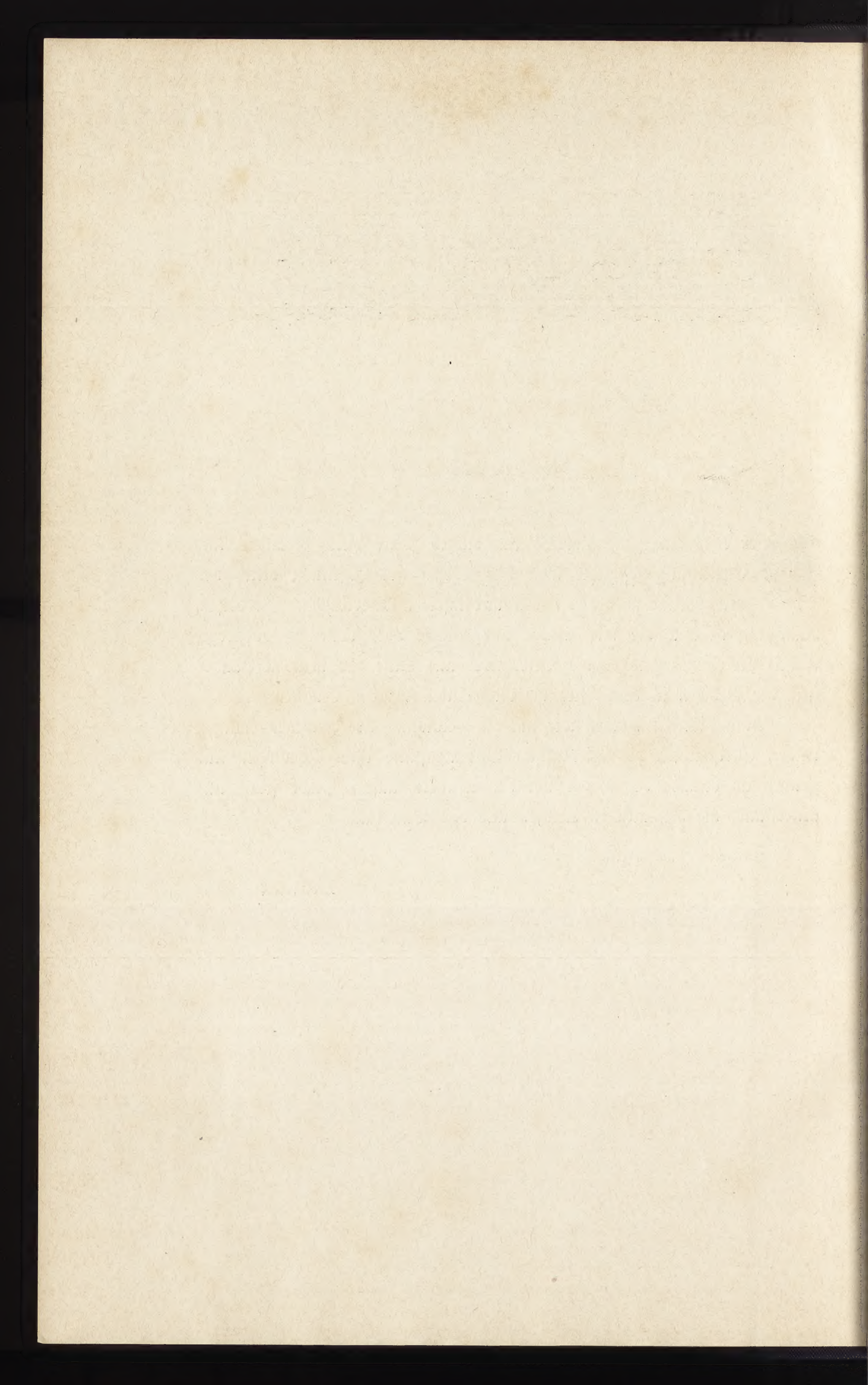
Vorwort.

Der erste Jahrgang unseres Jahrbuches sollte durch Statuten und Entstehungsgeschichte über das Wesen des Instituts, durch den Reisebericht über das Leben in demselben unterrichten. In diesem Jahrgang ist auch die im Institut ausgeführte oder von ihm angeregte Arbeit vertreten. Geographie, Altertümer und Sitte des heiligen Landes sind die Gebiete, in denen sich die mitgeteilten Proben bewegen.

Auch diesmal werben wir um die Teilnahme der deutschen evangelischen Christen für die orientalische Bildungsstätte ihrer Theologen und grüßen im Namen dessen, der vor den Mauern unsrer Stadt starb und auferstand, die heimatlichen Kirchen und das Vaterland.

Jerusalem, Oktober 1906.

Dalman.

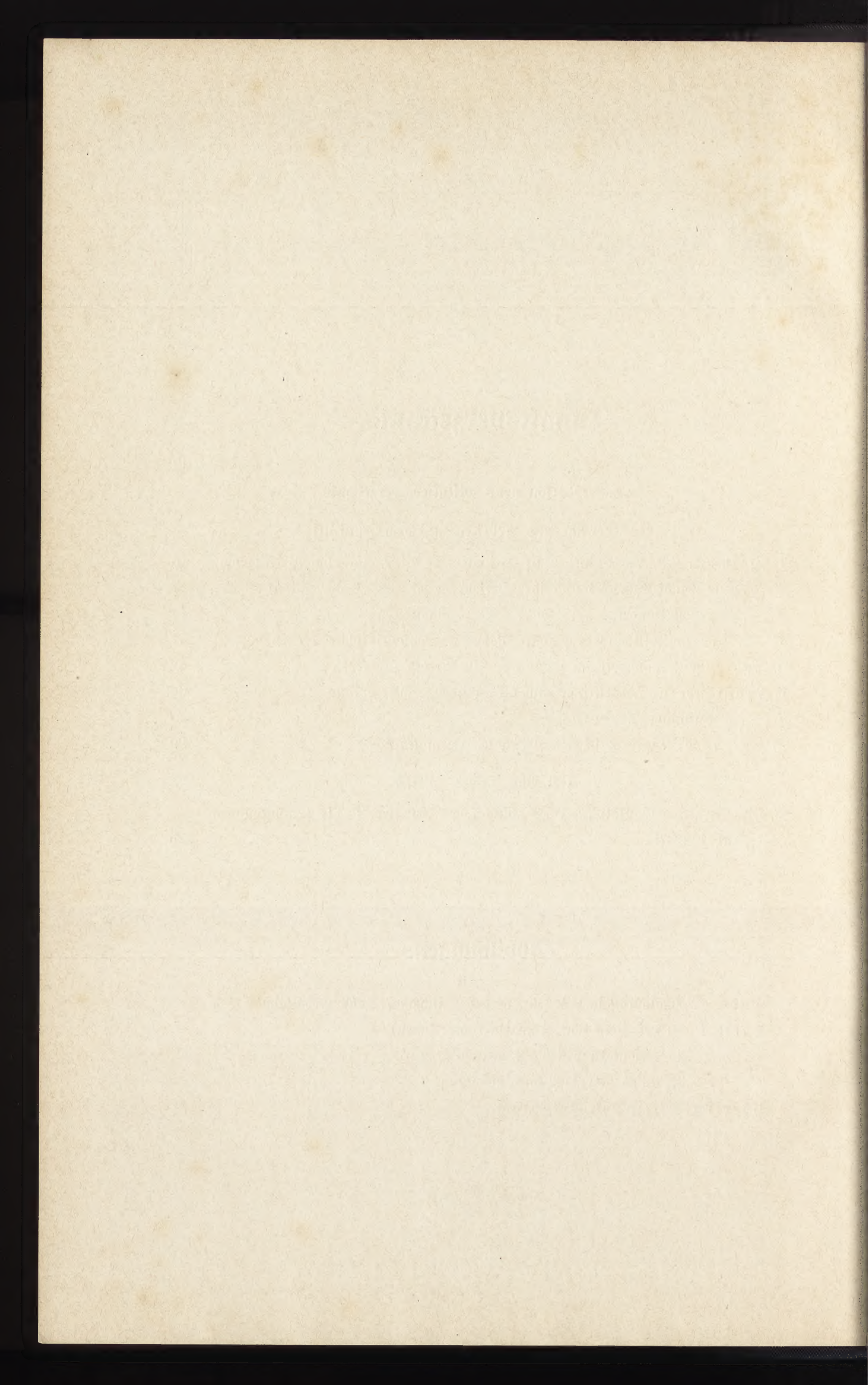




Inhaltsverzeichnis.

Abbildungen.





I.

Jahresbericht

des Deutschen Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes

für das

Arbeitsjahr 1905/06

abgestattet

vom derz. Vorsteher Professor D. Dr. Dalman

am 8. Mai 1906.





1. Allgemeines.

Unser Institut hat auch in diesem vierten Jahr seines Bestehens, dem dritten seiner Tätigkeit, der deutschen evangelischen Kirche und dem Vaterland zu dienen gesucht. Aus Preußen, Sachsen, Württemberg, Baden, Mecklenburg, dem Elsaß, Braunschweig, Anhalt und Sachsen-Altenburg sind bisher ihm Mitglieder zugesandt worden in großer Mannigfaltigkeit der Begabung, des Interesses und der fachlichen Vorbildung. Das heilige Land, welches das Institut in seiner Gegenwart und Vergangenheit ihnen bekannt machen soll, ist überreich an Belehrung für den, der zu lernen versteht, der im Großen und Kleinen das Charakteristische, im Neuen das Alte zu sehen weiß, im arabischen Lande die Pfade der Erzväter, Mose's und der Propheten wie des Gottessohnes zu wandern. Nicht alle sind dazu in gleichem Maße fähig, aber wir zweifeln nicht, daß alle etwas gewannen, das nicht im Augenblicke zerrinnt, Anschauungen, welche den heiligen Erzählungen einen farbigen Hintergrund geben, Erlebnisse, welche sie selbst lebenslang an den Schauplatz der biblischen Geschichte binden, Stählung des Charakters und Erweiterung des Blicks, wie unsere Zeit sie mehr als je von denen fordert, welche zu Beratern der Völker in ihren höchsten Angelegenheiten berufen sind.

Das Institut und seine Arbeit wären überflüssig, wenn es nur böte, was der Tourist an der Hand des Reisehandbuches und am Gängelbande des Reiseführers auch sehen kann. Durch sorgsame, nicht an ausgetretenen Gleisen haftende Wahl der Wege und Ziele, welche möglichst vielseitige Anschauung ermöglicht, durch die Gelegenheit, in die eigene Arbeit an den vom Lande gebotenen Problemen einzutreten und durch die Anregung zu solcher Arbeit muß es suchen, der in seinem Namen ausgesprochenen wissenschaftlichen Aufgabe gerecht zu werden. Es ist ein hohes Ideal, mit dem unsre Tätigkeit ringt. Möchten Vorsteher, Mitarbeiter und Mitglieder des Instituts ihm in jedem Jahre seines Bestehens näherkommen!

2. Mitarbeiter und Mitglieder.

Der von Preußen, ältere Provinzen, benannte diesjährige Mitarbeiter, Pastor Lic. Baumann aus Ploen, langte Mitte Oktober 1905 in Jerusalem an und gedenkt Ende Mai heimzukehren.

Die Mitglieder waren:

Pfarrer Lic. Frankenberg, Luisendorf bei Kassel.
Pastor Dr. Friedr. Jeremias, Dresden-Trachenberge.
Pastor Thomä, Querum bei Braunschweig.
Cand. theol. Trusen, Konstantinopel.
Predigtamtskandidat Hartmann, Tübingen.
Cand. theol. Horning, Straßburg i. E.

Alle trafen zum 1. Februar hier ein. Die Herren Jeremias, Trusen, Horning, Hartmann verließen uns am 25. April in Irbid, um zunächst noch Damaskus zu besuchen, während die Herren Frankenberg und Thomä am 30. April von Jerusalem aus die Heimreise antraten.

Freiwillig und auf eigene Kosten hat sich an den Arbeiten und Reisen des Instituts beteiligt Predigtamtskandidat Sick aus Stuttgart, der schon im Dezember in Jerusalem eintraf.

Wir begleiten alle mit dem Wunsch, daß ihre künftige amtliche Tätigkeit durch die Früchte ihres Weilens und Wallens im Lande der Bibel gewinne.

3. Vorlesungen und Vorträge.

Im diesjährigen Lehrkurse wurden folgende Vorlesungen gehalten:

1. Palästinische Sakralaltertümer und Gräber, Professor Dalman, Montag und Freitag 5—6 Uhr.

2. Die heiligen Stätten Israels, Pastor Lic. Baumann, Dienstag und Donnerstag 5—6 Uhr.

3. Ackerbau, Olivenzucht, Weinbau und Bereitung von Brot, Öl und Wein im heutigen und im biblischen Palästina, Prof. Dalman, Dienstag und Donnerstag 6—7 Uhr.

4. Neuarabische Lektüre (Littmann, Neuarabische Volkspoesie), Prof. Dalman, Montag, Mittwoch, Freitag 6—7 Uhr.

Einem größeren Publikum wurden Vorträge angeboten mit nachstehendem Programm:

5. Februar: Die Via dolorosa in Jerusalem, Prof. Dalman.
12. Februar: König Saul, Pastor Lic. Baumann.
19. Februar: Götter und Sterne in Babylonien, Pastor Dr. Jeremias.

26. Februar: Israelitische und altarabische Trauergebräuche, Pfarrer Lic. Frankenberg.

Die Vorträge wurden sehr zahlreich besucht, so daß unsre beschränkten Räumlichkeiten sich als unzulänglich erwiesen. Ein geräumiger Saal, der auch den Deutschen Jerusalems für patriotische Veranstaltungen dienen könnte, ist ein dringendes Bedürfnis.

4. Die Arbeiten.

Die den Mitgliedern des Instituts als Pflicht obliegende kleine schriftliche Arbeit soll nicht eine bloße Bücherstudie sein, für welche die kurze Zeit des hiesigen Aufenthalts zu kostbar wäre, sondern Veranlassung geben, an irgend einem Punkt in die Arbeit der Palästinaforschung einzutreten oder doch sich im Zusammenhang Rechenschaft zu geben über die Stellungnahme zu einer der vielen sich hier aufdrängenden Lokalfragen. Auf diese Weise soll der Gefahr vorgebeugt werden, daß der Aufenthalt im Institut im bloß genießenden Schauen zerflattere.

Dieses Jahr wurden von den Mitgliedern folgende Themata gewählt:

Pastor Dr. Jeremias, Nîbiru-maʿabârâh-ʿabar.

Pfarrer Lic. Frankenberg, Arabische Trauergebräuche und Klagelieder.

Pastor Thomä, Das Kidrontal von el-ḳā'a bis bīr eijūb.

Cand. Horning, Verzeichnis der Mosaiken von Palästina.

Cand. Hartmann, Die Geschichte der Aksa-Moschee.

Ein Mitglied vom Jahre 1904, Diakonus Sarowy in Stolp (Pommern), dessen Arbeit damals durch einen schweren Trauerfall unterbrochen wurde, sandte nachträglich „Um das Südende des Toten Meeres".

Mit besonderer Genugtuung hat es uns erfüllt, daß zwei unserer früheren Mitglieder auf Grund ihrer Institutsarbeiten zu Doktoren der Philosophie promoviert wurden. Es sind dies die Herren Pastor W. Oehler, Cannstadt, und Divisionspfarrer Fenner, Straßburg i. E. Wir beglückwünschen die jungen Doktoren der Altertumswissenschaft des heiligen Landes und wünschen, daß ihre für das Institut ehrenvolle Strebsamkeit sich auf viele Nachfolger vererbe.

5. Die literarische Tätigkeit.

Die schriftlichen Arbeiten der Mitglieder können ihrem Zwecke völlig entsprechen, ohne zum Druck zu gelangen. Doch ist es selbstverständlich,

daß von unserm Institut auch Veröffentlichungen ausgehen müssen, durch welche es einem weiteren Kreis seine Arbeiten zugänglich macht und damit zugleich in den offenen Kampfplatz der Kritik hinaustritt.

Hier ist zunächst zu erwähnen, daß das Institut mit seinem im vergangenen Jahre im Auftrage des Stiftungsvorstandes vom Vorsteher zum ersten Male herausgegebenen „Palästinajahrbuch" sich ein eigenes Organ geschaffen hat, ohne das es auf die Dauer nicht bleiben konnte.

In der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins wurden als „Studien aus dem Deutschen evangelischen archäologischen Institut in Jerusalem" folgende Aufsätze publiziert:

7. Zickermann, Chirbet el-jehūd (bettīr), Jahrgang XXIX, S. 51—72.
8. Eckardt, Das Jerusalem des Pilgers von Bordeaux (333) ebendaselbst S. 72—92.
9. Dalman, Neugefundene Gewichte, ebendaselbst S. 92—94.

Eine Frucht des Aufenthalts in unserm Institut ist auch:

Prof. D. Dr. Löhr, Grammatik des vulgärarabischen Dialekts von Jerusalem, Gießen, Töpelmann, 1905.

Zu dem in Jahrgang I unseres „Palästinajahrbuchs" Erwähnten ist nachzutragen:

Dalman, Epigraphisches und Pseudepigraphisches, Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins 1903, S. 17—32.

Dalman, Das Land, das mit Milch und Honig fließt, ebendaselbst 1905, S. 27—29.

—, Zwölf Paar Ochsen vor einem Pflug! ebendaselbst 1905, S. 57.

Sonst sind uns zu Gesicht gekommen:

O. Eberhard, Reisebilder vom heiligen Lande: 1. Der erste Ritt aus Jerusalems Toren, Der alte Glaube, Jahrgang VI (1905), Sp. 996—1001.

— —, 2. Im Hochlande Juda, südwärts von Jerusalem, ebendaselbst, Sp. 1070—1074.

— —, 3. Mar Saba und der Dschebel Muntar, ebendaselbst, Sp. 1183 bis 1189.

— —, Evangelisches Gemeindeleben in Jerusalem, Die Reformation, Jahrgang IV (1905) 820—825.

— —, Jugendpflege, [Jüdische] Schul- und Erziehungsverhältnisse in Jerusalem, Altneuland, Jahrgang V (1905), S. 321—349.

6. Ausflüge und Reisen.

Die sechs Tagesausflüge, welche die Vorlesungszeit unterbrachen, galten naturgemäß der näheren Umgebung Jerusalems. Der Paß von Michmas und das wādi eṣ-ṣwēnīṭ erinnerten an den kühnen Handstreich Jonathans, en-nebi samwīl und el-ḳubēbe nötigten zur Erwägung der Fragen nach der Lage von Mizpa und Emmaus. Bei bēt maḥsīr wurde der einzige Rest eines ehedem ausgedehnten Waldgebiets besichtigt, dem Kirjath Jearim, die „Wälderstadt", jetzt el-ḳerje, angehörte. Vom Berge Muntar bei dem Kloster Mar Saba blickten wir über weites Land vom Hermon bis zur Südgrenze Palästinas. Die Heimat des Propheten Jeremias und das von ihm vielleicht 13, 4 ff. erwähnte Para besuchten wir in ʿanāta und tell fāra. Das Grab des Herodes auf dem weitragenden Berge el-ferdēs, die Höhle des Chariton, die von Josephus erwähnten Gärten Salomos bei Etam und die nach Salomo benannten, aber eher von Pilatus stammenden Teiche in derselben Gegend waren das letzte Ziel dieser Ausflüge.

Die Reise dieses Jahres, welche mit Genehmigung des Stiftungsvorstandes bis Petra ausgedehnt werden durfte, wurde in zwei Teile zerlegt, um den Mitgliedern zu ermöglichen, Charwoche und Ostern in Jerusalem mitzuerleben. Die Südreise, der erste Teil, wurde am 19. März angetreten und am 9. April beendet, die Nordreise umspannte den 17.—28. April. Für die erstere wurden vier Zelte und der gesamte in solchen Fällen übliche Apparat mitgenommen, so daß wir eine Karawane von 12 Pferden, 12 Maultieren und 10 Eseln, zusammen 34 Tieren, mit 25 Menschen ausmachten, wozu zuweilen noch zwei berittene Gendarmen kamen. Die Nordreise machten wir ohne Zelte und genossen dafür den Vorzug, eine Anzahl Nächte in arabischen Häusern zu schlafen, denen es freilich an Ungeziefer nicht fehlte. Keinerlei Unglücksfälle waren zu verzeichnen. Einige Hagelstürme und recht empfindliche Kälte auf der Südreise, fünf sehr heiße Tage auf der Nordreise bedeuteten die klimatischen Erschwerungen des Reiselebens.

Die erste Reise führte zunächst zu dem alten Heiligtum, welches den Zeltort Abrahams im Hain Mamre bezeichnet, zu der Abrahamseiche der heutigen Tradition, und zu der unzugänglichen Stätte der Patriarchengräber in Hebron. Weiter südlich folgten wir den Spuren Davids auf seiner Flucht vor Saul in der Wüste von Maon und Siph (1 Sam. 25, 26), gelangten durch den romantischen Paß von ez-zuwēra nach dem Toten Meer am Nordende des Berges von Sodom, zelteten in der Mitte des ġōr südlich vom Toten Meer und durchschritten die Gegend, in welcher sich der Wüstenzug der Kinder Israel ostwärts nach der moabitischen

Grenze gewandt haben muß. Auf der alten Pilgerstraße von Gaza nach Mekka stiegen wir zum Gebirge Edoms empor und gelangten hier zu dem von der Mosesquelle bewässerten Petra am Fuß des Berges Hor mit dem Grabe Aarons. Von seinem Gipfel schauten wir nach dem gerade gegenüberliegenden Kades, dem Schauplatz wichtiger Ereignisse, der Südgrenze des gelobten Landes nach Josua 13 und Ezechiel 47, und übersahen die weite Wüste des Zuges der Israeliten bis in die Gegend des Roten Meeres.

Die Bedeutung Petras, das schon zur Zeit Christi durch das Andenken Moses und Aarons geweiht war, ist besonders deshalb für jeden Theologen eine einzigartige, weil im ganzen Orient nur hier Heiligtümer erhalten sind, welche altsemitischen und auch israelitischen Gottesdienst vergegenwärtigen. Ganz Palästina einschließlich der Ausgrabungen neuester Zeit besitzt nichts, was dem Anschauungsunterricht Petras an die Seite zu stellen wäre. Seinen Heiligtümern galt darum unsere Aufmerksamkeit während der sechs Tage unseres Aufenthaltes in der Hauptstadt des nabatäischen Reiches, welches dem Paulus einmal gefährlich wurde (2 Kor. 11, 32). Dabei wurden die Ergebnisse des Aufenthaltes des Instituts in Petra vom 24. bis 30. März 1904 in wichtigen Punkten ergänzt. Besondere Bedeutung darf beanspruchen, daß wir bisher unbekannte Gebiete südlich und östlich von Petra durchstreiften, den Heiligtumsberg el-ḳrēn erklommen, ein großes Löwenrelief und ein Schlangenbild entdeckten, welches an die Erhöhung einer Schlange durch Mose, welche nach 4. Mose 21 in dieser Gegend statthatte, uns lebhaft erinnerte.

Der Rückweg führte zunächst durch el-bēḍa, das als eine Vorstadt des alten Petra betrachtet werden kann, dann auf einem Wege mit wunderbarer Fernsicht von waldigen Höhen über bizarre Bergketten und die gelbe ʿaraba nach der blauschimmernden unendlichen Wüste zum Hochplateau hinauf, an dem mons regalis der Kreuzfahrer vorüber, weiter durch die Landschaft Gebal (Ps. 83, 8) mit dem edomitischen Bosra, von dessen Zerstörung Amos, Jesaia und Jeremia reden. An der großen Grenzscheide des Baches Sered (wādi el-ḥsa) kreuzten wir aufs neue die Wanderstraße des von Mose geführten Israel (5. Mose 2, 13). Im Gebiete Moabs berührten wir seine alten Hauptstädte Kir Moab (el-kerak), Rabbat Moab, sowie später auch Dibon (ḏībān).

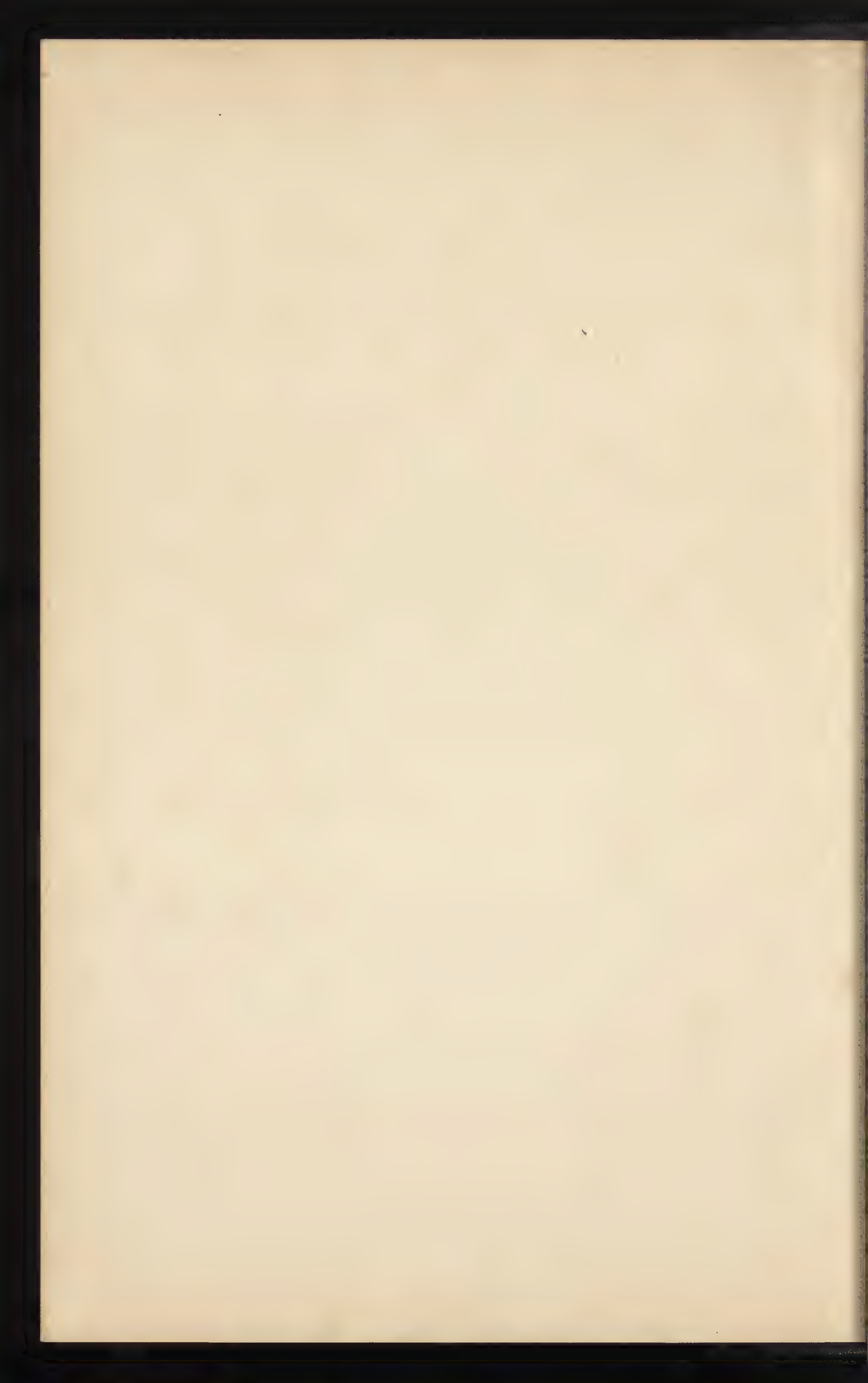
Bei dem Tal des Arnon (el-mōdschib) betraten wir wieder das israelitische Gebiet. In Madaba wurde die berühmte Mosaikkarte betrachtet und ihre Darstellung Jerusalems durchgepaust. Bei den Moses-



Karte von PALÄSTINA mit Angabe des Weges und der Stationen für Ausflüge und Reisen des Instituts im Jahre 1906, entworfen von G. Dalman.

Geogr. lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.

Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71.



quellen zogen wir am nördlichen Fuße des Nebo, dem Begräbnisplatze Moses (5. Mose 34, 6), vorüber, dann über den Abhang des durch Bileam berühmten Peorberges in die grünen Steppen Moabs, die Heimat des Deuteronomiums, die Stätte von Elias Himmelfahrt. Dabei hatten wir Gelegenheit, in Steinkreisen und Dolmen von den Spuren einer den Israeliten vorangehenden Kulturepoche Kenntnis zu nehmen.

Den Jordan fanden wir „voll an allen seinen Ufern" (Jos. 3, 15), überschritten ihn nach Ablauf des Schwellwassers, weilten an den Stätten des alten Gilgal und Jericho, sowie der von Elisa gesund gemachten Quelle und machten eine letzte Rast vor der Rückkehr nach Jerusalem an dem Mosesgrabe der moslemischen Tradition, wo Tausende von Pilgern eben den großen Propheten feierten. So endete das arabische Mosesfest würdig und passend die Fahrt des Instituts zum Grabe Aarons, dem Vorbilde des größeren Hohenpriesters, dessen leeres Grab Jerusalem umschließt.

Die am dritten Ostertage angetretene zweite Reise galt dem eigentlichen Lande der Könige und Propheten und vor allem Jesu. Betel, dessen königliches Heiligtum wohl bei burdsch bētīn stand, war der erste Punkt von besonderem Interesse, dann der Jakobsbrunnen, das von wasserreichen Gärten umgebene Sichem (nāblus), das anmutige Samarien (sebasṭie) dessen allgemeine Lage wir besonders würdigten. Die Ausgrabungen von Megiddo mußten diesmal zur Seite liegen bleiben, dagegen wurde das Jesreel Ahabs (zerʿīn), das Sunem Elisas (sōlem) und das Nain Jesu (nēn) besucht. Vom Gipfel des daḥi-Berges genossen wir die in dieser Gegend einzigartige Aussicht über einen großen Teil des Landes vom Hermon bis zum Mittelmeer. Nazaret und Kana mit ihren Mosaiken, chirbet umm el-ʿamad mit seiner Synagogenruine, die via maris durch das „Taubental" mit seinen Felswänden waren eine passende Vorbereitung für den Besuch des Sees von Genezaret, der wichtigsten Stätte des Wirkens Jesu. Am lieblichsten Punkte seiner Ufer, bei dem alten Heptapegon, nächtigten wir und besichtigten eingehend die neuerdings freigelegten, durch ihre kunstvollen Skulpturen überraschenden Trümmer der Synagoge von Kapernaum (tellḥūm), sowie die durch ihre Dürftigkeit dagegen abstechende Synagogenruine von Chorazin (kerāzie).

Im hochgelegenen Safed hielten wir unsere Sonntagsruhe und überblickten vom dschebel kanʿān das Hochplateau des Dscholan mit seinen erloschenen Vulkanen, die ḥūle-Niederung bis zu den Jordanquellen bei Dan und Caesarea Philippi. Im Hintergrunde des Bildes ragten die schneeigen Hänge des Hermon und die südlichsten Gipfel der Libanon-

kette. Durch die Schlucht von ʿakbara ritten wir wieder an den See hinab, auf welchem ein Segelboot unser harrte, uns nach Tiberias überzusetzen.

Um auch das Ostjordanland kennen zu lernen, wurde das Seeufer bis zum Austritt des Jordans, dann dieser Fluß selbst bis zu seiner Brücke verfolgt, um von hier nach Osten umzubiegen. Bei brennender Hitze erstiegen wir das peräische Hochland. Aus Rücksicht auf den Wunsch mehrerer Mitglieder, hier nach Damaskus abzubiegen, wurde der ursprünglich geplante interessantere Weg über die Heimat Elias und die vermutete Stätte des alten Mahanaim aufgegeben und durch die reizlosere Route über irbid und el-ḥöṣn ersetzt. Da in Petra die eigentliche Stadt fast ganz in Trümmern liegt, war es für uns bedeutungsvoll, in Gerasa (dscherasch) wohlerhaltene Reste einer römisch-griechischen Stadt mit allem Zubehör ihrer Tempel, Theater, Bäder und Säulenhallen zu sehen und damit in die Welt einen Blick zu werfen, in welche Paulus das Evangelium trug.

Unerwartete landschaftliche Reize enthüllte uns das herrliche Tal von ʿadschlūn mit seinem rauschenden Bach, seinen waldigen Bergen, seiner trotzigen Burgruine. Originell und unvergeßlich war das Nachtquartier in einem moslemischen Heiligtum der Jordanniederung (abu ʿobēda). Bei ed-dāmie überschritten wir Jabbok und Jordan wie einst wohl Jakob und erreichten in dem skorpionartig am Berge hingedehnten alten ʿaḳrabe, wo bäuerliche Gastfreundschaft unser letztes Nachtquartier verschönte, wiederum das westjordanische Hochland. Noch wurde der gottesdienstliche und militärische Zentralpunkt Silo (sēlūn) eingehend gewürdigt, dann eilten wir auf der neuen Fahrstraße ohne Aufenthalt der Landeshauptstadt zu, welche im Glanze ihrer Sabbatslichter dem vom Norden Kommenden wieder wie eine jüdische Stadt erscheint, — dem wichtigsten Gegenstand wie der Stätte unsrer Studien.

7. Bibliothek und Museum.

Die für das Museum zu Gebote stehenden Räume sind so weit gefüllt, daß ein größerer Zuwachs nicht mehr Platz finden würde. Es scheint deshalb angemessen, die zu Gebote stehenden Mittel vorläufig mehr für die Erweiterung der Bibliothek zu verwenden, die ohnedies noch viele empfindliche Lücken aufweist. Trotzdem wurde die ethnologische Abteilung um einige Nummern verstärkt, auch ist das Herbar von Herrn Oberlehrer Bauer ergänzt worden. Endlich durfte ich die bei den Ausgrabungen des Deutschen Palästina-Vereins in tell el-mutesellim sich bietende Ge-

legenheit zur Erweiterung der archäologischen Abteilung nicht versäumen. Mit Herrn Baurat Dr. Schumacher in Haifa wurden Verhandlungen angeknüpft, um von ihm eine nach Perioden geordnete Sammlung keramischer Proben zu erhalten. Da die Keramik in Palästina oft das einzige Mittel ist, um die Zeit alter Ortslagen und Baureste zu bestimmen, ist eine solche Sammlung für jeden Forscher ein dringendes Bedürfnis.

Die Bibliothek ist um etwa 130 Bände gewachsen. Auch hier wird nächstes Jahr Überfüllung eintreten. Der Bericht dieses Jahres hat darum auszuklingen in den dringenden Wunsch, daß der Errichtung des Institutes bald folge eine feste Gründung in den Boden des Landes durch ein seinen Zwecken und der Ehre des deutschen Vaterlandes entsprechendes eigenes Heim.

Verzeichnis der bisherigen Mitglieder.

Mitarbeiter:

1903/4: Professor D. Dr. Löhr, Breslau.
1904/5: Professor Lic. Riedel, Greifswald.
1905/6: Pastor Lic. E. Baumann, z. Z. Berlin-Steglitz, Hohenzollernstr. 3.

Mitglieder:

1903: Pastor Dr. W. Oehler, berufen in den Missionsdienst nach China z. Z. Cannstadt, Dekanat.
Archidiakonus Lic. Dr. Pfennigsdorf, Dessau.
1904: Diakonus Sarowy, Stolp, Pommern.
Pastor Baumann, Prettin, Mark Brandenburg.
Pastor Kollaborator zur Borg, Norderney.
1905: Stadtpfarrer Lic. Volz, Leonberg, Württemberg.
Pfarrer Eckardt, Windischleuba, Sachsen-Altenburg.
Pastor prim. Zickermann, Breslau, Marienstraße.
Pfarrer Dr. Schwöbel, Mannheim i. Baden.
Divisionspfarrer Dr. Fenner, Straßburg i. E.
Rektor Eberhard, Zarrentin, Mecklenburg-Schwerin.
1906: Pfarrer Lic. Frankenberg, Luisendorf, Post Viermünden, Kassel.
Predigtamtskandidat Hartmann, Tübingen, Universitätsbibliothek.
Predigtamtskandidat Horning, Straßburg i. E.
Predigtamtskandidat Trusen, z. Z. Leipzig, Fürstenstr. 2.
Pastor Dr. Fr. Jeremias, Dresden-Trachenberge.
Pfarrer Thomä, Querum, Braunschweig.

Für 1906/7 sind berufen, als Mitarbeiter:
Lic. Dr. Greßmann, Privatdozent an der Universität in Kiel.

als Mitglieder:
Pastor Lic. Appel, Kastorf, Mecklenburg-Schwerin.
Kadettenhauspfarrer Hagemeyer, Naumburg a. S.
Pastor Lic. Lettau, Kietzig bei Stargard.
Pastor Brederek, Breklum, Schleswig.
Oberlehrer Dr. Rothstein, Friedenau bei Berlin.
Pfarrer Lic. Dr. Boehmer, Raben bei Wiesenburg, Mark.



II.

Vorträge und Arbeiten aus dem Institut.


Die
Heilige Schrift
Neues Testament



1. Die Via dolorosa in Jerusalem.

Von Professor G. Dalman.

Mit einem Plan von Jerusalem.

Es gibt eine dem Christen nicht ziemende Überschätzung der Stätten, welche durch den Erdenwandel unsers Heilandes geweiht sind. Aber auch der lebendige Glaube, der den zum Himmel Erhöhten umfaßt, ist genötigt, ihn im Gewande seines irdischen Daseins anzuschauen und also in den örtlichen Bedingungen dieses Landes, Palästinas. Die Evangelien selbst, auf deren Bezeugung unser Glaube ruht, zwingen durch ihre Ortsangaben den wissenschaftlichen Erklärer wie den frommen Laien, sich eine Vorstellung zu bilden von den Örtlichkeiten, an welchen wichtige Vorgänge im Leben Jesu sich vollzogen. Die hebräischen und aramäischen Ortsnamen Gethsemane, Hakeldama, Golgatha in der Erzählung von Jesu Leiden und Sterben bedeuten ja doch nicht eine gelehrte Beigabe für einen antiquarisch interessierten Leser. Es war dem Erzähler vielmehr wichtig, genauer sagen zu können, wo zu Jerusalem gewisse Ereignisse sich zutrugen. Wer dorthin käme, sollte imstande sein die Örtlichkeiten aufzusuchen und sich dadurch zu vergewissern, daß die ihm mitgeteilte Erzählung nicht in der Luft schwebt. Kyrill von Jerusalem verstand diese Absicht der Evangelien, wenn er in einer um 350 hier gehaltenen Predigt ausrief:[1]) „Gethsemane ist sein [Christi] Zeuge, das unserer Phantasie noch immer Judas zeigt; Golgatha, diese über alles andere heilige Stätte, ist sein offenbarer Zeuge; das Denkmal der Heiligkeit [das heilige Grab] ist sein Zeuge, und der Stein, welcher dort bis zu diesem Tage liegt." Ein Protestantismus, welcher meinte, in geistiger Überlegenheit mit den Lokalfragen der heiligen Geschichte sich nicht befassen zu brauchen, wäre jedenfalls von der Denkweise der ersten Christen weit entfernt. Wir Christen sollen dessen eingedenk sein, daß die heilige Geschichte sich nicht im Himmel oder im

[1]) Ta Sozomena (Jerusalem 1867), I S. 350.

Paradiese, sondern auf unsrer unvollkommenen, sündigen Erde zutrug. Und Schmach über das Haupt der Jerusalemer, welche stumpf und kalt über den Boden unsrer Stadt wandeln, ohne den Versuch, sich „alle diese Geschichten“ hier vorstellbar zu machen!

Das wichtigste und für die ganze Welt — auch die nichtchristliche — bedeutendste Ereignis der langen Geschichte von Jerusalem sind Tod und Auferstehung jenes Jesus von Nazaret, den die Juden als einen gefährlichen, die Heiden als einen ungefährlichen Schwärmer für immer aus der Geschichte der Völker zu streichen meinten. Ihre Stätte wird uns gekennzeichnet durch den Kreuzfahrerbau, welchen wir die Grabeskirche, die arabischen Landesbewohner besser die Auferstehungskirche nennen. An sie schließt sich die Via dolorosa mit ihren Stationen zur Kennzeichnung des Weges, der von der Verurteilung Jesu zum Tode führte. Sie soll uns jetzt beschäftigen.

Man zeigt uns als Ausgangspunkt dieser Straße die Kaserne nördlich vom Tempelplatz. In ihr liegt die erste Station, die der Verurteilung Jesu, vor ihr an der Straße die zweite der Kreuzauflegung. Wo die vom Marientor kommende Straße in die östlichere der zwei Straßen vom Damaskustor mündet, gegenüber dem Österreichischen Hospiz, liegt die dritte Station, die des ersten Falles Jesu. In ihre unmittelbare Nähe setzt man die Begegnung Jesu mit seiner Mutter als vierte Station, und da, wo eine zur Christenstraße hinaufführende Straße sich nach Westen zu abzweigt, die Auflegung des Kreuzes auf Simon von Kyrene als fünfte Station. An jener Weststraße, in die man nun einlenkt, wird das Haus der Veronika gezeigt, welche den Schweiß vom Angesichte Jesu wischte. Da, wo die vom Damaskustor kommende obere Straße den Weg kreuzt, in der Nähe des Deutschen Johanniterhospizes, liegt das sogenannte Gerichtstor, wo Jesus zum zweitenmal niederfiel, weiter oben an der Straße der Ort, wo Jesus die Frauen Jerusalems anredete. In einem Hof nordöstlich von der Grabeskirche zeigt man die neunte Station des dritten Falles Jesu, die zehnte bis vierzehnte befinden sich innerhalb dieser Kirche und sind für unsern jetzigen Zweck ohne Bedeutung.

Wir ziehen zunächst die Momente ab, welche der biblischen Bezeugung entbehren, den dreimaligen Fall Jesu, die Begegnung mit Maria und Veronika, und behalten so einen Rest, der an sich als eine nicht üble Vergegenwärtigung des Leidensweges gelten kann. Die Kaserne am Tempelplatz steht zweifellos an der Stelle der herodianischen Burg Antonia. Sie diente zur Zeit Jesu während der jüdischen Feste einer römischen Kohorte als Kaserne (vgl. Apg. 21, 34. 37) und ist sicherlich der Ort der

Gefangennahme des Paulus. Hier also hätte Pilatus zu Gericht gesessen. Im Innern der Burg, bzw. der jetzigen Kaserne, hätte die Verurteilung und Dornenkrönung stattgefunden, im Vorhofe nördlich davon, wo jetzt die Kapellen der Geißelung und der Kreuzauflegung sich erheben, die weiteren vorbereitenden Akte der Hinrichtung. Das alte Pflaster, welches östlich vom Ecce-homo-Bogen in großem Umfang aufgedeckt worden ist, wäre das „Hochpflaster", hebräisch Gabbatha, wo Pilatus nach Joh. 19, 13 angesichts der Juden die letzte Entscheidung über Jesus fällte, wo er vorher den Dornengekrönten dem Volke gezeigt hatte. Von dem alten dreifachen Tor des Eccehomobogens, das jetzt teilweise in der Kapelle von Notre Dame de Sion liegt und einst den Eingang zum Vorhof der Antoniaburg gebildet haben müßte, wäre Jesus zunächst durch den nördlichen Teil der damaligen Stadt geschritten. Vom Damaskustor her kam jener Simon von Kyrene, dem man auf der damaligen großen nordsüdlichen Verkehrsader der Stadt den Querbalken des Kreuzes aufbürdete. Der Zug bog dann nach Westen ab, um durch das sogenannte Gerichtstor in der zweiten Mauer des alten Jerusalem das Gartenterrain zu erreichen, an oder in welchem Golgatha gelegen hat. Dies alles gilt wenigstens für eine Vorstellung von der Ausdehnung der alten Stadt, wonach sie die Gegend zwischen Antoniaburg und Golgatha mit eingeschlossen hätte. Wer hier schon freies Feld annimmt, würde sagen müssen, Jesus sei schon beim Ecce-homo-Bogen ins Freie getreten und außerhalb der Stadtmauern an den Kreuzigungsplatz gelangt. Dann bliebe immer noch die jetzige Via dolorosa eine brauchbare Vergegenwärtigung seines Leidensweges.

Wir wenden dagegen nicht ein, daß Golgatha nicht in der Gegend gewesen sei, wo jetzt die Grabeskirche sich befindet, obwohl es töricht wäre, nach Metern und Fußen angeben zu wollen, wo Jesu Kreuz stand. Daß man im vierten Jahrhundert Golgatha innerhalb der damaligen Stadt an einem Punkte suchte, der keineswegs nach einer Richtstätte aussah, spricht für die Sicherheit der Tradition, und bisher ist keine sichere Spur davon gefunden worden, daß zur Zeit Jesu die nördliche Mauer der Stadt den Platz der Grabeskirche eingeschlossen habe und also Golgatha sich hier nicht befunden haben könne. Somit kann mit der Möglichkeit die Wahrscheinlichkeit der Echtheit des jetzigen Golgatha zugegeben werden.[1]) Aber andere Bedenken erheben sich.

Östlich vom Ecce-homo-Bogen befindet sich unter dem jetzt aufgedeckten alten Pflaster eine große Zisterne, deren Gewölbe auf der Ostseite auf große

[1]) Über die Lage von Golgatha ist jetzt die beste Erörterung die von C. W. Wilson in Pal. Expl. F. Quart. 1902, S. 66 ff., 142 ff., 282 ff., 376 ff.; 1903, 51 ff., 140 ff., 242 ff.; 1904, 26 ff.

Stufen gesetzt ist, die offenbar einmal unüberdacht zum Wasser hinabführten.

Die Zisterne war also ursprünglich ein Teich und kann schwerlich etwas anderes gewesen sein als der Struthionteich, den Josephus als an der Antoniaburg gelegen erwähnt.[1]) Gerade hier errichteten die Römer einen Belagerungswall gegen die Burg. Wie sollte in dieser Gegend ein Tor sich aus jener Zeit erhalten haben? Außerdem hat das Tor die Überwölbung des Teiches zu seiner Voraussetzung. War diese damals nicht vorhanden, so sind Pflaster und Tor jünger als die Zerstörung Jerusalems durch Titus. Damit fallen hier die Dinge, welche sonst in der Tat unvergleichliche Bedeutung hätten: ein Pflaster, das Jesu Füße berührten, das Tor, durch welches er zum Tode schritt.

Trotzdem könnte die Antoniaburg das Richthaus des Pilatus gewesen sein, wenn dies nicht aus anderen Gründen als sehr unwahrscheinlich zu betrachten wäre. Vor allen Dingen reicht die Tradition, welche zwar nicht immer in jener Kaserne, aber doch in ihrer Gegend den Leidensweg beginnen läßt, nicht über die Zeit der Kreuzfahrer hinaus. Ihr erster sicherer Vertreter ist Ernoul[2]) um 1200. Nach ihm zeigte man zu jener Zeit das Haus des Pilatus links von der damaligen Josaphatstraße, gegenüber einem Eingang zum Tempelplatz, während rechts weiter westlich sich daran die Kapelle der Rast Jesu auf dem Kreuzwege und das erste Gefängnis nach der Gefangennahme schlossen. Danach hat man das Haus des Pilatus damals gegenüber der Tempelplatzkaserne gezeigt, vielleicht oberhalb der Gasse, welche jetzt die Niederlassung der Schwestern von Notre Dame de Sion kreuzt, nordöstlich vom Ecce-homo-Bogen, jedenfalls nicht an der Stelle der Kaserne selbst. In dieser Gegend, rechts von der Straße, vermutete man vielmehr das Haus des Hohenpriesters Hannas, in welchem nach Joh. 18, 13 das erste Gefängnis Christi zu suchen war.[3]) Die Kapelle der Rast könnte in der Gegend des Ecce-homo-Bogens gestanden haben.

Ernoul redet von einem Schmerzenstor (Porte Dolereuse), durch welches Jesus zum Tode gegangen sei, setzt es aber an einen Weg, der von der Grabeskirche direkt zum Tempelplatz führt.[4]) Somit geht ihm die Via dolorosa nicht durch den Eccehomobogen zur Straße des Damaskus-

[1]) Bell. Jud. V. 11, 4.

[2]) La Citez de Jherusalem XXII.

[3]) Siehe auch Odoricus de Foro Julii (um 1330) Kap. XXXII f. und den Plan von Marino Sanuto, welcher das Haus des Hannas ebenfalls südlich, das Haus des Pilatus nördlich der Straße zeigt.

[4]) A. a. O. XXI.

tors hinab, sondern zuerst südlich nach dem Tempelplatz zu, dann von seiner nordwestlichen Ecke in westlicher Richtung durch das Stadttal.

Etwa um dieselbe Zeit haben die deutschen Pilger Johannes von Würzburg und Theoderich (1170) das Richthaus des Pilatus an ganz anderer Stelle südlich vor der Stadt in der Nähe der Zionskirche da gesehen, wo man jetzt das Haus des Kaiphas zeigt.[1]) Der Letztgenannte scheint den Ecce-homo-Bogen für ein Tor der Antoniaburg zu halten, der erstere findet hier den Platz, wo Maria ihr Kind säugte. Der Leidensweg hat jedenfalls nach ihrer Meinung nichts damit zu tun, er beginnt nicht im Nordosten, sondern im Süden der alten Stadt. Aber die ältere Tradition bis ins vierte Jahrhundert hinauf kennt auf dem Zion, wenn auch nicht auf der jetzt gezeigten Stelle, nur das Haus des Kaiphas, das nach Matth. 26, 57 ff. auch eine Gerichtsstätte Jesu war. Daneben konnte die Aufbewahrung der Geißelungssäule in der Zionskirche Anlaß zu dem Gedanken geben, daß Jesus hier von Pilatus verurteilt worden sei.

Dies war indes nur eine vorübergehende Verirrung der Tradition. Ein Jahrhundert später hielt es Burkard vom Berge Zion (1283),[2]) unter den Pilgern des Mittelalters durch selbständiges Denken und Forschen ausgezeichnet, für möglich, daß bei dem schon erwähnten Gerichtstor der jetzigen Via dolorosa das Hochpflaster gewesen sei, wo Pilatus das Urteil sprach. Dann hätten Verurteilungsstätte und Richtstätte so nahe beieinander gelegen, daß von einem Leidensweg kaum zu reden war. Nach allem haben offenbar die Lateiner in der Zeit der Kreuzzüge eine feste Ansicht über den Leidensweg Jesu nicht besessen.

Gewisseres glaubten die Griechen sechs Jahrhunderte früher vom Richthause des Pilatus zu wissen. Man verehrte in einer Kirche, welche Sophienbasilika genannt wurde, die Stätte der Verurteilung und Geißelung Jesu. Über den Ort dieses seit der Zerstörung Jerusalems durch die Perser (614) nicht mehr sicher erwähnten Heiligtums ist in den letzten Jahren lebhaft diskutiert worden. Die Franziskaner Barnabé[3]) und Marta[4]) haben in gelehrten Büchern zu beweisen gesucht, daß die damalige Tradition von der späteren nicht abgewichen sei, die Sophienkirche habe innerhalb der Antoniaburg gestanden. Im Gegensatz dazu vertreten die

[1]) Tobler, Descriptiones Terrae Sanctae, S. 139; Palestine Pilgr. Text Soc., Theoderich, S. 41. Siehe darüber U. Coppens, Le Palais de Caïphe etc. (Paris 1904), S. 33 ff.

[2]) Siehe Laurent, Peregrinatores Medii Aevi Quatuor, S. 74.

[3]) Le Prétoire de Pilate (1902).

[4]) La Questione del Pretorio di Pilato (1905).

Assumptionisten von Notre Dame de France in ihrem französischen Palästinaführer (1904), einem mutigen Handstreich gegenüber allem blinden Traditionsglauben, die Ansicht, jene Kirche sei an der Stelle des jetzigen Gerichtshauses (mehkame) am Kettentor des Tempelplatzes zu suchen. Lagrange[1]) und Mommert[2]), dem Eckardt[3]) beipflichtet, meinen hinwieder, bei der vierten Station der jetzigen Via dolorosa, wo die romanisierten Armenier ihre neue Kirche bauen, sei ihr wahrer Platz. Ein dort gefundenes Mosaik, welches zwei Sandalen darstellt,[4]) habe der Sophienkirche angehört.

Wir erwidern darauf: An der Stelle der Antonia kann die Sophienkirche sich nicht befunden haben, weil der Pilger von Bordeaux die von ihr überbauten Ruinen des Prätoriums des Pilatus, von der Mauer Zions herauskommend, rechts unten im Tale sieht, Golgatha links. Sein ummauertes Zion enthält den sog. Davidsturm. Die Annahme C. W. Wilsons[5]) hat deshalb viel für sich, daß in jener Zeit die Mauern des von Titus errichteten römischen Standlagers zu Jerusalem noch erhalten waren und im Norden der jetzigen Davidsstraße entlang liefen. Aus ihrem Nordtor in der Gegend der südöstlichen Ecke der Muristan tretend, schritt der Pilger die Marktgasse nach dem Damaskustore zu und hatte nun jene beiden heiligen Stätten in den angegebenen Richtungen, und zwar kam er am Prätorium vor Golgatha vorüber. Dann darf das Prätorium nicht bei der neuen katholisch-armenischen Kirche, noch weniger aber oben in der Tempelplatzkaserne gesucht werden, während die Gegend der mehkame allen Anforderungen entsprechen würde. Nach Theodosius[6]) war die Sophienkirche vom Hause des Kaiphas auf dem Zion und dem Teiche Bethesda bei der Annenkirche gleichweit entfernt. Auch dies erlaubt nicht, weit über die mehkame hinaus nach Norden zu gehen, und wenn jene Kirche nach Antonius[7]) „vor den Trümmern des salomonischen Tempels an der Straße nach der Siloaquelle" lag, darf man auch nicht viel von da nach Westen abweichen. Mag auch der

---

[1]) Rev. Bibl. 1897, S. 455f.

[2]) Das Prätorium des Pilatus (1903).

[3]) ZDPV 1906, S. 87.

[4]) Siehe darüber Macalister, Pal. Expl. F. Quart. 1902, S. 121 ff. — Übrigens sind die Sandalen gewiß nur wie sonst ähnliche Fußbilder eine Pilgerwidmung. Fußspuren Jesu oder der Maria, die man hier finden will, hätte man nicht so nebensächlich auf den Rand eines Mosaiks gesetzt und sicherlich auch schöner ausgestattet. Der Mittelpunkt eines Heiligtums waren diese Sandalen nicht.

[5]) Pal. Expl. F. Quart. 1905, S. 138 ff.

[6]) Geyer, Itinera Hierosolymitana, S. 141 f.

[7]) A. a. O., S. 174.

genaue Ort der mehkame nicht grade die Stätte der Kirche gewesen sein, ist doch ihre Gegend, in der die englischen Untersuchungen Reste alter Gebäude gefunden haben, recht wahrscheinlich als der Ort jener im 4. Jahrhundert noch sichtbaren Trümmer des alten Jerusalem.

Die wohl aus dem 6. Jahrhundert stammende Mosaikkarte von Madaba würde die Frage nach der Lage der Sophienkirche und des Prätoriums der griechischen Tradition entscheiden, wenn sie auf ihrem Bilde Jerusalems die Einzelheiten genauer angesetzt und unzweideutig erklärt hätte. Ihr Jerusalem hat zweifellos fünf große Kirchen. Grabeskirche, Annenkirche und Zionskirche sind unverkennbar. Übrig bleibt eine Kirche östlich von der Zionskirche außerhalb des Tores am Ende der großen Marktstraße, und eine zweite innerhalb dieses Tores, zwischen der Marktstraße und der zweiten (östlicheren) Verkehrsader der Stadt gelegen. Nach den Angaben des Theodosius und Antoninus, welche, abgesehen von Siloa, ebenfalls fünf Kirchen in Jerusalem zählen,[1]) kann die erste von beiden nur die Petruskirche des Theodosius oder die Marienkirche des Antoninus sein, für die zweite bleibt nur die Sophienbasilika übrig.[2]) Sie wäre dann um ihrer Größe willen auf der Karte bis an die große Marktstraße herangeschoben worden, während sie in Wirklichkeit von ihr ein gutes Stück ostwärts gelegen hat. Diese Kirche war nach dem Mosaikbilde wie alle anderen Kirchen Jerusalems mit Ausnahme der Grabeskirche orientiert, hatte also ihren Eingang von Westen. Täuschten wir uns hier in der Deutung des Mosaiks, so bliebe immer noch die Möglichkeit, ein etwas zurückliegendes Gebäude auf dem Mosaik links von jener großen Kirche für die Sophienkirche zu halten. Dagegen wird der Versuch Lagranges,[3]) sie in einem Gebäude zwischen den beiden großen Straßen unterhalb des zum Osttor führenden Weges wiederzuerkennen und doch dem Platze jener armenischen Kirche außerhalb derselben zuzuweisen, nicht als glücklich bezeichnet werden können.

Somit hätte die ältere griechische Tradition das Prätorium im südlichen Stadtteile gesucht, und der Leidensweg, von welchem in jener Zeit kein Pilger redet, wäre von da nach Golgatha hinaufgestiegen. In der

---

[1]) Fünf Kirchen zählen auch Eucherius und Breviarius de Hierosolyma. Nur nennen sie statt der Annenkirche eine Basilika der Austreibung der Verkäufer aus dem Tempel.

[2]) Lagrange, Rev. Bibl. 1897, S. 455, und Guthe, ZDPV 1905, S. 129, suchten hier die Marienkirche Justinians, die aber auf dem Tempelplatz wird gesucht werden müssen. Sie war zur Zeit der Madabakarte noch nicht vorhanden.

[3]) A. a. O., S. 456.

Gegend der mehkame hat nach Josephus in der Tat ein Richt- und Rathaus gelegen; aber es war der Hohe Rat der Juden, der hier tagte, und die Morgensitzung, in welcher nach Matth. 27, 1, Mark. 15, 1, Luk. 22, 66 das gesamte Synhedrion das entscheidende Urteil über Jesus fällte, könnte hier stattgefunden haben. Das Prätorium des römischen Landpflegers war notwendig anderwärts.

Also die älteste uns bekannte Tradition über den Anfangspunkt des Leidenswegs war eine irrtümliche. Wird es uns dann gelingen, seine wirkliche Lage zu bestimmen?

Aelia Capitolina, das römische Jerusalem, hatte auch sein Prätorium, in welchem die heilige Paula um 400 zu Gaste war, welches im Jahre 614 die Perser besetzten. Daraus, daß es neben dem Davidsturm als geeigneter Ort einer Garnison galt, wird vielleicht geschlossen werden müssen, daß es am anderen Ende der Stadt in dominierender Lage sich befand. Es muß also wohl in der Gegend der früheren Antoniaburg gesucht werden. Ich möchte vermuten, daß der Eccehomo-Bogen sein Eingangstor, das alte Pflaster dahinter sein Hof war. Bei seinem Bau ist vielleicht der Struthionteich überwölbt worden. Die Tradition, welche das Haus des Pilatus in diese Gegend legte, könnte auf der Erinnerung an das Prätorium der Aelia Capitolina beruhen. Wenn dieses hier lag, muß freilich das Prätorium des Pilatus nicht auch hier gewesen sein. Aber könnten wir es nicht doch in dieser Gegend, also in der Antoniaburg des alten Jerusalem, zu suchen haben?

Dagegen ist einzuwenden, daß nach den Mitteilungen des Josephus die römischen Prokuratoren ihren Sitz im Herodespalast an der Westmauer der Stadt südlich vom sogenannten Davidsturm hatten. Dort hatte auch ihre Militärmacht ihr stehendes Lager. Die Antoniaburg galt nur als Zwingburg für den Tempel, der Herodespalast war die Zwingburg der Stadt. Vom letzten römischen Statthalter wird uns berichtet, daß er für eine öffentliche Gerichtsverhandlung den Richterstuhl vor dem herodianischen Königspalast aufstellen ließ.[1]) Von jenem Königspalast ist der christlichen Tradition seltsamerweise keine klare Erinnerung geblieben. Der noch jetzt stehende alte Turm, der zu seiner nördlichen Umwallung gehörte, war schon im vierten Jahrhundert nur als ein Teil des Davidspalastes bekannt. Daß Herodes und römische Landpfleger hier ihren Sitz hatten, war völlig vergessen.

Wenn wir, wie die Wissenschaft schon längst verlangt hat, die geschichtliche Bedeutung dieses Westteils der Stadt in ihr altes Recht einsetzen, so gewinnen wir dadurch nebenbei auch eine Bestätigung für die

[1]) Bell. Jud. II 14, 8.

traditionelle Lage Golgathas. Wurde Jesus auf der Antoniaburg verurteilt, so fragt man, warum der Richtplatz in solcher Entfernung gelegen hat. Von der Herodesburg aus erscheint der traditionelle Platz, weil vor den nächsten Stadttoren gelegen, als völlig natürlich. Nun vergegenwärtigt uns das jetzige Kastell Jerusalems ebenso die Herodesburg wie das Richthaus des Pilatus. Dornenkrönung, Verurteilung und Geißelung Jesu haben hier stattgefunden. Nur ist zu bedenken, daß der Herodespalast den Platz vor dem jetzigen Kastell und das Terrain der nahen Kaserne mit umfaßte. Mit den Juden wird Pilatus an dem Eingang in den Palast von der Stadt her verhandelt haben, nach dem Johannesevangelium 19, 13 war dort auf einem gepflasterten Platz der Richtstuhl aufgestellt. Das führt uns in die Gegend des der englischen Judenmission gehörenden Grundstücks. Ihre Christuskirche kann als ein Denkmal des Ecce-homo-Rufes des Pilatus und der Verurteilung Jesu gelten.

Ist damit für den Leidensweg Jesu ein Ausgangspunkt gewonnen, so wäre noch zu fragen, wie man seinen Verlauf sich zu denken hat. Das hängt von der Lage ab, die man den Mauern und Toren des alten Jerusalem gibt, vor allen Dingen davon, wie man sich den Lauf der „zweiten Mauer" des Josephus denkt. Läßt man diese westlich vom Hiskiateich ihren Anfang nehmen, so wäre das Gartentor, welches nach Josephus da lag, wo diese Mauer sich von der „ersten" Nordmauer Jerusalems abzweigte, wenig östlich vom Jaffator anzusetzen. Aber hier lag ja auch das von Josephus erwähnte Tor der Wasserleitung zum Hippikusturm. Außerdem dürfte der Amygdalonteich des Josephus mit unserm Hiskiateich zusammenfallen; östlich von demselben noch außerhalb des Bereichs der zweiten Mauer haben zwei römische Legionen ihre Angriffsdämme gegen die erste Mauer errichtet.[1]) Das nötigt, den Ausgangspunkt der zweiten mindestens bis in die Gegend des Tors der Kronprinz-Friedrich-Wilhelm-Straße zu rücken, wenn er nicht, was mir noch wahrscheinlicher ist, auf die von Norden nach Süden laufende Marktgasse hinabzusetzen ist.[2]) Die Mauer zog sich dann bei der jetzigen Marktgasse nach Norden und wandte sich in der Gegend der Via dolorosa nach Osten, um den Tempelplatz an der Südwestecke der Antoniaburg in der Gegend des bāb es-serāj zu erreichen. Dann ist das alte Gartentor westlich der Marktstraßenkreuzung etwa gegenüber dem Eingang in die Kronprinz-Friedrich-Wilhelm-Straße zu suchen.

[1]) Bell. Jud. V, 11, 4.

[2]) Daß der Ausgangspunkt der zweiten Mauer nicht am Phasaelturme liegen könne, wie Schick, Guthke, Vincent u. a. annehmen, betont mit Recht Wilson, Pal. Expl. F. Quart. 1905, S. 236.

Haben wir damit recht, so wäre der Todesweg Jesu etwa zunächst von dem Tor der Königsburg innerhalb der ersten Mauer auf der damals diese Burg und den Tempel verbindenden Straße Jerusalems hinabgegangen. Diese Straße fiel indes nicht mit der jetzigen sogenannten Davidsstraße zusammen, sondern hatte ihren Ausgangspunkt südlich von derselben zwischen der Österreichischen Post und der Christuskirche und lief der Davidsstraße parallel. Durch das an ihr liegende Gartentor verließ dann Jesus die Stadt und gelangte durch das Gebiet des Muristan am Platz der Erlöserkirche vorbei oder über ihn hinweg nach Golgatha. So ließe sich die Kronprinz-Friedrich-Wilhelm-Straße als ein Teil der Via dolorosa betrachten.

Plan von Jerusalem.



I—IX Stationen der Via dolorosa.
1. Tempelplatzkaserne.
2. Eccehomobogen.
3. Österr. kath. Hospiz.
4. Kathol. armen. Kirche.
5. Grabeskirche.
6. Erlöserkirche.
7. Hiskiateich.
8. Herodesturm.
9. Christuskirche.
10. mehkame.
— — — Lauf der ersten Mauer zu Christi Zeit.
.... Lauf der zweiten Mauer.

Wo die Kriegsknechte dem Simon von Kyrene das patibulum, den Querbalken des Kreuzes, auflegten, welchen eigentlich der Verurteilte selbst zur Richtstätte zu tragen hatte, entzieht sich unserem Wissen. Nach den synoptischen Evangelien könnte man annehmen, daß dies gleich zu Anfang des Leidensweges geschehen sei und daß Jesus sein Kreuz überhaupt nicht selbst getragen habe. Nur Johannes bezeugt das Gegenteil (19, 17), sagt aber dafür nichts von Simon von Kyrene.

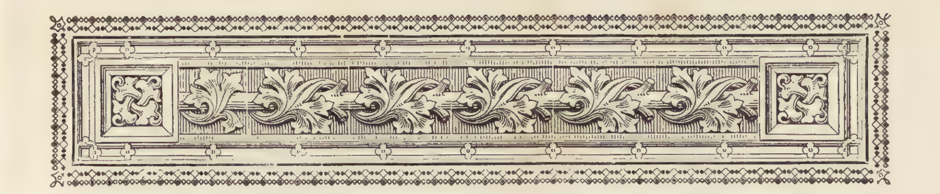
Also die englische Christuskirche eine Eccehomokirche, die deutsche Erlöserkirche eine Via dolorosa-Station! Man wird daraufhin der Wissenschaft des Deutschen Evangelischen Archäologischen Instituts vorwerfen, daß sie kirchliche oder nationale Politik treibe und nichts voraushabe vor der Gelehrsamkeit der Franziskaner, welche die Echtheit der Sanktuarien ihres Kreuzeswegs verteidigen. Diesem Vorwurf die Spitze abzubrechen, sei hinzugefügt, daß doch noch andere Wege zur Richtstätte möglich wären. Die Herodesburg selbst hatte einen Ausgang nach Norden, das Tor bei der Wasserleitung zum Hippikusturm. Jesus könnte hier hinausgeführt worden sein und hätte dann außerhalb der damaligen Stadtmauer den Weg nach Golgatha genommen. Dieser Weg konnte die Stadtmauer entlang, südlich am Hiskiateich vorüberführen. Er konnte aber ebensowohl weiter nördlich laufen, so daß ḥārat el-mawāzīn und der jetzt gewöhnliche Zugang zur Grabeskirche die Via dolorosa zu nennen wäre. Dieser Weg würde zu der Bemerkung des Lukas (23, 26) recht wohl passen, daß Simon von Kyrene eben vom Felde, von draußen kam, aber minder gut zu der ebenfalls von Lukas (23, 27) berichteten Tatsache, daß viel Volks dem zum Tode Geführten nachfolgte. Das war unmöglich, wenn der Zug vom Prätorium aus unmittelbar ins Freie trat.

Endlich ist aber die Möglichkeit noch vorhanden, daß außerhalb der Burg des Herodes, aber ihr nahe, ein anderes, von Josephus nicht erwähntes Tor ins Freie führte. Dies würde dann etwa gegenüber der Christenstraße gelegen haben, und über diese hätte die Via dolorosa geführt.

Das sind nun alles bloße Vermutungen und Möglichkeiten. Der genaue Lauf des Schmerzensweges ist nicht festzustellen. Wir können ihn nicht wissen, weil die Evangelien genauere Angaben unterlassen, wir müssen ihn auch nicht wissen. Die zweifelhaften Größen des Eccehomo-Bogens und seines alten Pflasters sind uns gefallen. Dafür erhebt sich aber der alte, unzweifelhaft echte Herodesturm als ein wunderbares Denkmal von einzigartiger Bedeutung. Titus ließ ihn stehen, als er Jerusalem zerstörte, um zu zeigen, wie stark die Stadt war, welche ein römischer Feldherr einzunehmen vermochte. Uns gilt er als ein von

Gottes Vorsehung uns aufbewahrter Zeuge anderer Art. Von der Grabeskirche muß man leider sagen, daß sie die durch sie gekennzeichneten Stätten mehr verdeckt als enthüllt. Bei dem Herodesturm wissen wir: diese altersgrauen Steine sahen ein irdisches Königtum in seinem Glanz wie in seiner Verruchtheit, sie sahen den Untergang eines ehrwürdigen Gemeinwesens, dessen Machthaber zuletzt hier eine Zuflucht suchten, Römer, Perser, Araber und Franken haben einst hier ihre Feldzeichen aufgepflanzt, jetzt weht die Flagge der Türken darüber, und wir freuen uns, daß sie an unsers Kaisers Geburtstag auch ihm zu Ehren weht. Aber das Denkwürdigste, was diese Steine sahen, war doch immer der Zug, in welchem der Welterlöser an einem Aprilmorgen von hier aus seine Via dolorosa antrat.





2. Die Stadt Samaria und ihre Verkehrswege.

Von Professor G. Dalman.

Mit einer Textskizze.

Zwei große Talgebiete ziehen sich im nördlichen Teile der Landschaft Samaria nach dem Meere zu. Das nördlichere, das selbst in zwei große Teile zerfällt, hat seinen letzten Auslauf im nahr el-mefdschir°[1]) wenig südlich vom alten Caesarea, das südlichere läuft aus im nahr iskanderūne°. Dem letzteren gehört die Stadt Samaria an, aber das erstere ist für ihre Verkehrsverhältnisse von solcher Bedeutung, daß seine Besprechung nicht umgangen werden kann.

Das wichtigste Quellgebiet des nördlicheren Zuflusses des nahr el-mefdschir ist die fruchtbare, an Feuchtigkeit reiche Ebene von Dothan, welche jetzt die Teilnamen merdsch ḳubāṭie, dschanzūr, ʿarrābe, kefrēre trägt.[2]) Sie steht durch das bequem gangbare wādi belʿame, aber auch durch den Paß von burḳīn mit dschenīn und der Ebene von Jesrael in Verbindung und hat sehr brauchbare Übergänge sowohl westlich nach der Küstenebene, als südlich durch das zwischen ʿarrābe und tell dōtān mündende kleine Tal wādi daʿūk°. Daraus folgt ihre Bedeutung für den Verkehr zwischen den verschiedenen Landesteilen.

Daß die Brüder Josephs nach 1. Mos. 37, 17 — offenbar im Sommer, als anderwärts das Grünfutter schon verdorrt war — hier Weide suchten, hat mit den Verkehrsbedingungen des Landes nichts zu tun, wohl aber, daß nach V. 28 von Gilead nach Ägypten ziehende midianitische Händler hier an ihnen vorüberkamen und Joseph dorthin mitnehmen konnten. Sie müssen bei bēsān über den Jordan gekommen

---

[1]) Die in diesem Aufsatz erwähnten Ortsnamen sind fast durchweg von Landesbewohnern erfragt. Solche, welche den Karten entnommen sind, werden mit einem kleinen Ring versehen. Meine Bekanntschaft mit der Gegend beruht auf achtmaligem Besuch in den Jahren 1899, 1900, 1903 (zweimal), 1904 (zweimal), 1905, 1906.

[2]) Siehe dies Jahrbuch, Jahrg. I, S. 118, Anm. 1.

sein und den von der Tabula Peutingeriana verzeichneten Weg von bēsān über kapercotani[1]) nach Caesarea genommen haben, denselben Weg, welchen van de Velde einschlug, als er sich von dschenīn nach der Gegend von Caesarea begeben wollte.[2]) Er kam nahe an burḳīn° und kefr ḳūd°, worin kapercotani wiederzuerkennen ist, vorüber, hat also von dschenīn den Weg durch den Paß von burḳīn nach der Dothanebene genommen, was auch das Richtige ist, da jener Weg am Nordrande der Ebene hinführt. Dort also haben die Brüder Josephs die Händler wahrgenommen.

Wer durch diese Ebene nach Samaria gelangen wollte, hatte ihrem südlichen Rande zu folgen. Dahin strebte Ahasja von Juda, der unglückliche Verbündete Jorams von Israel, als er vor Jehu über dschenīn durch die „Steige von Gur bei Jibleam" flüchtete (2 Kön. 9, 27). Die Jibleam entsprechende bedeutende alte Ortslage belʿame liegt dem von dschenīn Kommenden rechts über dem nach ihr benannten Tal. Ich hatte früher gemeint, die Steige von Gur in dem ihr gegenüber durch ḳubāṭie nach merdsch ṣānūr führenden Paßwege suchen zu müssen,[3]) habe mich aber nun überzeugt, daß doch eher der Weg durch das wādi belʿame diesen Namen trug. In diesem Tale also trafen Ahasja die Pfeile der Schützen Jehus. Man führte den Schwerverwundeten nach Megiddo, vielleicht indem man den Weg durch die Ebene von Dothan bis zur Küstenebene fortsetzte und hier nach Norden umbog, um die feste Stadt zu erreichen. Doch wäre auch möglich, daß schon von der Ebene von Dothan selbst über umm el-faḥm ein kürzerer Weg nach Megiddo eingeschlagen wurde. Josephus wird an diesen Weg denken, wenn er Antt. IX 6, 3 den verwundeten Ahasja vom Wagen steigen und zu Pferde nach Megiddo gelangen läßt.

Jedenfalls ist die von den Königen Israels benutzte Fahrstraße zwischen ihren beiden Residenzen Jesreel und Samaria durch das wādi belʿame gegangen, und Jehu muß auf diesem Wege den Brüdern Ahasjas von Juda begegnet sein, welche der königlichen Familie in Jesreel einen Besuch machen wollten (2 Kön. 10, 13 ff.). Beth Eked, in dessen Zisterne die getöteten Prinzen geworfen wurden, wäre irgendwo an ihm zu suchen. Das von Eusebius vielleicht dafür gehaltene bēt ḳād am Wege von dschenīn nach bēsān liegt abseits. Wenn die Identifikation zutreffend ist, hätten die Prinzen von dschenīn, wo sie von Jehus Taten gehört

---

[1]) Ptolemäus nennt den Ort Kaperkotni oder Kaperkotia und rechnet ihn zu Galiläa.

[2]) Reise durch Syrien und Palästina I, S. 273.

[3]) Siehe Palästina-Jahrbuch I, S. 117.



Die Verkehrswege von Samaria – sebasṭie, gezeichnet von G. Dalman.

haben müssen, nach der Jordanebene fliehen wollen und wären auf der Flucht in bēt ḳād ergriffen worden. Jehu konnte natürlich vom Wege nach dschenīn leicht dorthin abbiegen. Dagegen spricht freilich, daß nach dem Berichte Jehu die Prinzen nichts ahnend antrifft, man müßte also den Bericht hierin für ungenau erklären.

Vom wādi belʿame aus lief jene Fahrstraße nach Samaria notwendig in westlicher Richtung an der Südseite der Ebene von Dothan hin und wandte sich, nachdem Dothan passiert war, südlich, um durch das obengenannte wādi dāʿūk aufwärts zu steigen und dann zwischen den Dörfern el-ʻöddsche und ʻanze abwärts zunächst die Ebene von es-sīle zu gewinnen. Als die Syrer in Dothan Elisa fangen wollten, hat der Prophet sie mit Rossen und Wagen diesen Weg nach Samaria geführt (2 Kön. 6, 19), der für sie offenbar nicht der gewöhnliche war, da sie nicht merkten, wohin sie auf ihm gerieten.

Die Bedeutung dieses Weges nach dem Süden bezeugt auch das Judithbuch, dessen Baitylua zwischen Jibleam (belʿame) und Dothan, und zwar auf der Südseite der Ebene, zu suchen ist (siehe Jud. 7, 3, vgl. 8, 3). Seine übertreibende Darstellung geht von der Voraussetzung aus, daß der Weg von der Ebene Jesrael nach Jerusalem über das Gebirge notwendig hier vorüberführe und durch eine Stadt wie Baitylua gesperrt werden könne. Der Name Baitylua, welcher auf bēt lōaʿ „Schlundhausen“ zurückzuführen sein wird, ebenso wie das nach Judith 4, 6 ihm benachbarte Baitomesthaim, d. h. bēt mastēm „Stopfhausen“ macht diese Bedeutung jener Stadt unverkennbar, legt aber zugleich den Gedanken nahe, daß beide Namen ad hoc erfunden wurden, um die anderwärts zuerst heimatsberechtigte Erzählung an passender Stelle zu lokalisieren. Jedenfalls erlaubt die Nennung von Jibleam und Dothan (s. o.) nur an einen Ort an dieser Straße zu denken, wodurch Örtlichkeiten im südlichen Paralleltale, wie misilie und ṣānūr, ausgeschlossen werden. Im Jahr 1184 ist auch Saladin einmal dieses Weges von sebasṭie nach dem Jordan gezogen, ʻarrābe, dschenīn und zerʻīn waren seine Stationen,[1]) der Weg ging also durch die Ebene von Dothan.

Wer von der Ebene von Dothan aus den Südweg verfolgte, gelangte zunächst nach dem südlichen Zweige des ersten von uns zu besprechenden Talsystems. Dieser beginnt im Nordosten mit dem wādi el-milk (nicht melek, so die englische Karte), welches durch einen ehemals bewaldeten Höhenzug von dem wādi es-selhab° geschieden ist, welches nördlich von ḳubāṭie der Dothanebene zuläuft. Im Oberlauf des wādi el-milk liegt in großen Olivengärten das Dorf misilie (vielleicht auch

[1]) **Röhricht**, Geschichte des Königreichs Jerusalem, S. 411 f.

mitilie, aber nicht mitilīje, so Baedeker, Buhl), das Conder für Baitylua vorgeschlagen hat. Wichtiger ist der Paßweg, welcher vom wādi el-milk über das große Dorf ḳubāṭie nach dem wādi bel'ame, und somit weiterhin nach der Ebene Jesreel hinüberführt. Ein kurzer Anstieg zur Paßhöhe mit wundervoller Aussicht nach Norden und ein längerer, viel über und durch Felsen führender Abstieg, beides als 'aḳbet ḳubāṭie bezeichnet, vermitteln zunächst den Übergang nach dem Rande der kleinen nördlich an ḳubāṭie stoßenden Ebene (sahl ḳubāṭie); weiter führt der Weg über zwei kleine Seitentäler des wādi bel'ame an chirbet umm el-buṭm links vorbei nach diesem Tale selbst hinab in der Gegend chirbet bel'ame. Im zweiten Seitentale streift der Weg übrigens den mit Fetzen behangenen heiligen Baum charrūbet schēch manṣūr, welcher bei Baedeker irrig auf die Höhe von 'aḳbet ḳubāṭie gelegt ist. Dieser Paßweg ist gewiß immer eine wichtige Verbindung nach dem nördlichen Nebental von Samaria gewesen. Für Kamele ist er aber weniger bequem gangbar als die oben beschriebene Straße durch die Dothanebene, für Wagen, selbst bei den bescheidenen Ansprüchen des Altertums, nicht zu brauchen. Wer zu Fuß oder zu Esel von Galiläa, also etwa von Nazaret her, nach Samaria reiste, wird in alter Zeit wie heut ihn oft benützt haben.

Das wādi el-milk mündet im Süden in den westlichen Teil des merdsch el-ṛaraḳ oder merdsch ṣānūr, der im April 1906 ganz unter Wasser stand und einem See glich, dessen weite Wasserfläche das Auge des Jerusalemers überraschte und entzückte. Von ihm sagt das Sprichwort: in ṛirḳet ṣānūr achṣabat ḳāḳūn „wenn ṣānūr ertrinkt, ist ḳāḳūn fruchtbar", d. h. „was des einen Brot ist, ist des andern Tod". ṣānūr meint die hochgelegene, einst feste Stadt, deren Besitz ein großer Teil der nassen Ebene ist, — man hat sie auch zuweilen für Baitylua in Vorschlag gebracht —, ḳāḳūn ist eine Ortschaft der Küstenebene in dürrer Gegend.

Durch ein ziemlich schmales Tal mit ebenem Boden, das man in ṣānūr als es-sahl, „die Ebene", bezeichnet, ist der merdsch el-ṛaraḳ mit einer bald ebenenartig erweiterten Talsenkung verbunden, welche bei dem Sumpfbrunnen bīr el-fauwār oder bīr el-ḥammām, bei Baedeker für die Quelle des Dorfes dscheba' ausgegeben, seinen Anfang nimmt. Dies weite Tal, das als es-sahl, „die Ebene", nach den es umgebenden Dörfern benannt wird,[1]) läuft an den Dörfern dscheba', fendaḳūmīje (so Survey, Memoirs und Karte, nicht fendaḳūmie, so Name-Lists, Guthe-Fischer, Baedeker u. A.), sīlet eḍ-ḍahr, 'aṭṭāra in westlicher

[1]) Nur die Gegend unterhalb dscheba' hörte ich wādi el-mādschūr nennen.

Richtung vorüber, dann, enger werdend, nordwestlich nach der Küstenebene, wo die Vereinigung mit dem nördlichen Zweige des Talsystems statthat. Der vom Paß von ḳubāṭie kommende wichtige Verkehrsweg beginnt unterhalb dscheba', nachdem er einen Seitenzweig nach Süden entsandt hat, am südlichen Talhang hinaufzusteigen, geht sehr nahe an dem hochgelegenen fendaḳūmīje vorüber (aber nicht durch das Dorf, so die engl. Karte), dann oberhalb es-sīle an seinen beiden Quellen ḥōḍ es-sīle und 'ēn zekari (engl. Karte 'Ain Zakariya) vorbei und gelangt in allmählicher Steigung zu der Paßhöhe von rudschm eṣ-ṣa'ṣī' in der Nähe eines kleinen moslemischen Heiligtums, für dessen Heiligen die Anwohner keinen Namen kennen. Die englische Karte nennt es Kubeibet edh Dhahûr, „Kuppel der Bergrücken", und ḳubbet eḍ-ḍahr glaube ich es nennen gehört zu haben. Zu ʿAbd el-ṛani, der 1690 hier vorüberreiste, sprach man von den ridschāl eḍ-ḍahra, „den Männern des Bergrückens", als von Märtyrern, deren Gräber man hier verehre.[1]) Nach Jāḳūt hieß der Berg eigentlich ḍahr ḥimār, „Eselsrücken", und Benjamin ist hier begraben, wie andere wirkliche oder vermeintliche Söhne Jakobs in der Nähe (Lewi nördlich von es-sīle, Selan bei es-sīle selbst, Jarud nördlich von dscheba', Arabil bei 'arrābe).[2])

Der von der Ebene von Dothan kommende Südweg hat sich schon in der Gegend von fendaḳūmīje mit diesem Wege vereinigt und überschreitet also mit ihm den Paß, von dem aus der von Norden Kommende zum ersten Mal den Berg von Samaria erblickt, während er zurückschauend eine Aussicht genießt, die das Mittelmeer und den Hermon umspannt. Steil geht es von der Höhe hinab auf dem Paßwege, der nach der nahen Quelle und Ruine, bei welcher Saladin im Herbst 1192 auf seiner letzten Reise durch Palästina übernachtete,[3]) 'aḳbet frēdis genannt wird, dann eine Weile an dem Bächlein des wādi ed-dīk entlang, das Dorf burḳa links lassend, endlich links abbiegend auf den Grund des Tales hinab, welches den Berg von Samaria nördlich begrenzt. Den Fuß dieses Berges erreicht der Weg grade da, wo oberhalb das Nordtor der herodianischen Stadt zu vermuten ist. Damit sind wir in den nördlichen Zweig des zweiten Talsystems gelangt, welches nun zu besprechen ist.

Es handelt sich um das Talsystem des wādi esch-scha'īr, einer dem ganzen Becken von Samaria mit seinen Dörfern geltenden Landschaftsbezeichnung, welche doch wohl dem von nāblus her kommenden weiten,

---

[1]) Gildemeister, ZDMG 1882, S. 391.

[2]) Gildemeister, a. a. O., Clermont—Ganneau, Recueil I, S. 327 ff.

[3]) Clermont—Ganneau, Recueil I, S. 330.

Wasser führenden Tale entnommen ist. Indes scheint man für dies Tal nur die Teilnamen nach den Dörfern, zu deren Gemarkung es gehört, also wādi nāblus, wādi dēr scheraf usw., im wirklichen Gebrauche zu haben. Ehe dies Tal durch das Randgebirge der Küstenebene zuläuft, steht es in Verbindung mit einer rechts, d. h. nördlich und nordöstlich sich anschließenden kleinen Ebene, in sebasṭie schlechtweg es-sahl genannt. Diese Ebene ist der Sammelpunkt von zwei Tälern, welche den „Berg von Samaria", den Omri um zwei Talente Silbers kaufte (1 Kön. 16, 24), einschließen. Dieser Berg ist nach den englischen Messungen 1454' hoch, im Norden steigt die ihm vorgelagerte Bergkette 2375', östlich und südlich etwa bis 2000', während die westlich gegenüber liegenden Berge nur 1100 bis 1400' messen und deshalb vom Gipfel des Samariaberges eine schöne Aussicht bis zur Meeresküste gestatten. Der Sattel, durch welchen er mit der östlichen Fortsetzung der Talscheide, dem Berg von chirbet esch-schrēm, der „Schartenruine", zusammenhängt, ist ein so niedriger, daß man ihn fast als isoliert bezeichnen kann. Die von ihm dargebotene Stadtlage, welche eine weite Umgebung königlich beherrscht, ist in ihren großen Verhältnissen in Palästina einzigartig, wohl wert, mit Jes. 28, 1 eine „stolze Krone" genannt zu werden. Noch jetzt, da die Königsstadt zu einem Olivenhain geworden ist, ist das Bild, welches der Stadtberg im weiten Kranz seiner im Osten und Süden mit Fruchtgärten reichlich bestandenen Täler darbietet, ein in Linienführung und Farbe ungewöhnlich harmonisches und anmutiges, zu dem der Blick besonders vom Süden stets gern zurückkehrt.

Das nördliche der beiden Täler von Samaria gabelt sich bei dem Dorfe bēt imrīn und ist in seinen beiden Zweigen für die Verkehrsverhältnisse von Samaria von Bedeutung, weil sie einen bequemen Anschluß ermöglichen an den östlich vorübergehenden großen Weg, welcher die nächste Verbindung zwischen nāblus und der Jesreelebene darstellt und darum für den Landesverkehr von Bedeutung ist. Dieser Weg, den wir die Oststraße von nāblus nach dschenīn nennen, mündet nördlich von dscheba' in den oben beschriebenen Weg über ḳubāṭie nach Samaria. Niemand würde vom letzteren Ort aus diesen nicht allzu bequemen Weg benutzen, um nach nāblus zu gelangen. Aber er ist von dort aus ein zweiter brauchbarer, wenn schon schwerlich viel kürzerer und übrigens öder und wasserloser Weg nach dem Norden, der für die Verbindung Samarias mit der Ebene Jesreel gewiß oft benutzt wurde. Er steigt im Tal von bēt imrīn langsam nordöstlich aufwärts und gelangt über eine Paßhöhe nach einem Seitental der wādi el-mādschūr, dem er in nordwestlicher Richtung bis zu seinem Auslaufe folgt.

Das Tal von bēt imrīn ist aber auch wegen seines Wasserreichtums bedeutsam. In der Nähe des Dorfes entspringt ʻēn el-kaṣab, oberhalb el-fauwār. Das Nebental mit dem Dorfe nuṣṣeᵉ dschbīl ist ebenfalls durch zwei Quellen, ʻēn el-chaḍr und ʻēn kefr rūm, ausgezeichnet. Die Wasserfülle ermöglicht die Bewässerung einer Gartenflur unterhalb von bēt imrīn, aber ein Bächlein läuft auch weiter hinab und treibt unterhalb des Berges von Samaria mittels einer Leitung noch eine Mühle. Hier, wo das Tal den Namen wadi ed-damm, „Bluttal", oder esch-schāmi, „Nordtal", trägt, mündet vom Norden das im Frühling ebenfalls Wasser führende wādi ed-dīk, bei welchem der Weg vom Passe von burḳa herabkommt, weiter unten in der Ebene das wādi bizārie, welchem die felsige Kuppe des waʻr ibn ʻābid vorgelagert ist.

Während das oben beschriebene Tal grade unterhalb des Samariaberges trotz seines Baches weniger fruchtbar ist, ist das Tal auf seiner Südseite durch Üppigkeit ausgezeichnet und auch noch wesentlich besser bewässert, und die Mischna, Erachin III 2, wird mit den als Beispiel besonderer Fruchtbarkeit erwähnten „Baumgärten von Sebaste" die Gärten dieses Tales meinen. Es ist das „Fürstental", wādi el-amīr, und könnte wohl zur Zeit des israelitischen Samaria königlicher Besitz gewesen sein. Zwei Zweigtäler laufen in ihm zusammen, das eine südlichere durch das Dorf en-nāḳūra, das andere durch das hochliegende dschennesinia besetzt. Das erstere führt von der starken Quelle ʻēn hārūn ab Wasser, das da, wo der von Süden kommende Weg das Tal kreuzt, auf einem Aquädukt ihn überschreitet und eine Mühle treibt, dann noch zur Gartenbewässerung dient und erst in der „Ebene" unterhalb zu Bewässerungszwecken völlig verbraucht wird. Dieselbe Quelle ist auch früher für die Versorgung von Samaria mit Wasser von Bedeutung gewesen. Reste einer Leitung gehen von ihr bis unmittelbar östlich vom Stadtberge. Die Bewohner von sebasṭie vermuten, daß sie ehedem bis zur Höhe der Johanneskirche hinaufgestiegen sei, was sehr wohl denkbar ist. Jedenfalls ist sie in den Bereich der herodianischen Stadtmauer gelangt. Nach der Aussage der Eingeborenen besteht die Leitung aus kurzen Tonröhren von etwa 10 cm innerer Weite, welche durch Blei verbunden sind und in ein Lager von Steinen und Kalk gelegt wurden.

Die „Ebene" östlich vom Stadtberge ist gegen das Bachbett des wādi schaʻīr teilweise abgeschlossen durch eine niedrige platte Erhebung. Am Westende trägt sie das Grabheiligtum des schēch mḥammad und eine danach benannte Ruine, in der Mitte eine alte, jetzt mit Erde gefüllte Teichanlage, birket el-fājine; am Ostende ist sie mit Oliven, el-krūm, bedeckt, in denen die Ruinen chirbet krūm ḳūsēn und chirbet

ḳūsēn[1]) nahe beieinander liegen. Im Norden ist eine kleine felsige Kuppe, et-tell, vorgelagert. Näher am Stadtberge liegt in den Feldern die unbedeutende Ruine chirbet el-ʻaḳl. Die englische Karte erwähnt einige der obigen Punkte, verstreut sie aber unrichtig über die Ebene.

Als diesseits des wādi esch-schaʻīr im Kreise sichtbare Punkte von Bedeutung sind zu nennen im Westen und Nordwesten die hochgelegenen Dörfer rūmēn und bizāria, im Norden und Nordosten das Dorf burḳa und die alles überragende Kappe des schēch bajāzīd, im Südosten oberhalb von ʻēn hārūn das Grab des schēch scheʻle, im Süden auf der Höhe schēch ibrāhīm el-adham, darunter am Abhang die unbedeutende Ruine chirbet bāsīle.

Eine der größten Verkehrsstraßen des Landes ist sicher immer gewesen das von nāblus in nordwestlicher Richtung der Küstenebene zulaufende wādi esch-schaʻīr. Diese Straße hat in der nāblus-Ebene, fälschlich sahl machna genannt,[2]) und zwar in dem sahl ʻaskar heißenden Teil derselben, Anschluß an die Verkehrslinie Jerusalem-bēsān, setzt sich aber auch in östlicher Richtung fort, überschreitet bei ed-dāmie den Jordan und verzweigt sich hier nordöstlich nach dem ʻadschlūn und Damaskus, südöstlich nach der belḳa, d. h. nach den beiden Teilen des alten Gilead. Die Linie Jerusalem-bēsān ihrerseits hat eine gradlinige Fortsetzung nach dem Westufer des Sees von Tiberias und findet da Anschluß an den großen Handelsweg von Damaskus nach Ägypten, sie entsendet oberhalb von bēsān einen Zweig nach Osten, welcher durch die Landschaft ḥaurān ebenfalls Damaskus erreicht. Samaria besaß einen zweifachen Anschluß an dieses Verkehrssystem. Erstlich konnte man nach bēsān, wie schon berichtet, über dschenīn gelangen. Vor allem aber hatte es einen bequemen, fahrbaren Ausgang nach dem wādi esch-schaʻīr durch die Ebene am Fuße des Stadtberges, und außerdem einen ebenfalls wohl brauchbaren Abkürzungsweg in der Richtung nach nāblus, welchen der jetzt von sebasṭie nach nāblus Reitende stets benutzt. Dieser verläßt den Stadthügel an seinem Ostende, geht in einem Bogen um das wādi el-amīr, übersteigt den Bergabhang unterhalb von ibrāhīm el-adham und senkt sich in südöstlicher Richtung in das wādi esch-schaʻīr hinab, das er gegenüber bētība erreicht. Der Abkürzungsweg hat eine noch weiter reichende Bedeutung dadurch, daß er sich im Norden des Stadtberges an den Nordweg von Samaria nach der Ebene von Jesreel anschließt und dadurch Bestandteil der großen „Weststraße" von nāblus nach dschenīn

[1]) Man sagte mir, ḳūsēn werde mit ṣād geschrieben, was aber doch wohl ein Irrtum ist.

[2]) Siehe Palästinajahrbuch I, S. 122 f.

wird. Allerdings konnte man Samaria aus dem Wege gehen, wenn man die obenerwähnte „Oststraße" von nāblus über dscheba' nach dschenīn einschlug. Aber der Zeitgewinn, den sie gewährte, war gering, und man hatte vom nāblus-Tale einen gewaltigen Aufstieg sowie später den Paß von ḳubāṭie zu überwinden. Die judäischen Prinzen freilich, welche von Jerusalem kommend nach 2. Kön. 10, 13 Jehu auf dem Wege von Jesrael nach Samaria trafen, ohne daß sie um die in Samaria eben geschehenen Ereignisse wußten, können diese Stadt nicht berührt haben. Sie hatten, wie heutzutage meist die Lastkarawanen, die Oststraße benutzt.

Aus neuerer Zeit ist instruktiv die Rückreise 'Abd el-ṛani's im Jahre 1690 von Jerusalem nach Damaskus.[1]) Er zog von nāblus, wohl ohne sebasṭie zu berühren, nach bīr el-ḥammām (s. o.), übernachtete in ḳubaṭie und gelangte dann über dschenīn, dschalame, en-nā'ūra östlich am dschebel ed-daḥi und Tabor vorüber nach chān et-tudschschār nördlich vom Tabor, wo damals die großen Karawanenwege von Jerusalem und von Ägypten[2]) sich vereinigten, um dann über chān el-minje am See von Tiberias, die Jakobsbrücke, el-ḳuanēṭra Damaskus zu erreichen. Dies galt offenbar damals als die kürzeste Reiseroute auf dieser wichtigen Linie. Auf dem Hinwege war 'Abd el-ṛani durch die Ebene von Dothan und über sebasṭie, also die „Weststraße", gereist, weil er die Heiligengräber an diesem Wege besuchen wollte.

Die an Samaria vorüberführende größte Heerstraße ist das wādī esch-scha'īr. Doch scheint die alte Straße grade unterhalb von Samaria nicht wie die jetzige den Talgrund entlang gelaufen zu sein, sondern östlich von der Erhebung von chirbet ḳūsēn, also näher am Samariaberge die von Osten kommenden Nebentäler überschritten zu haben.[3]) Kriegszüge und Wagenfahrten sind gewiß vom Westende des Stadtberges ausgegangen und haben durch die „Ebene" den Talweg erreicht. Hier am Westtore von Samaria war auch die weiteste Aussicht, der beste Überblick über die Zugänge der Stadt und die frischeste Luft. Ahab und Josaphat haben da auf Stühlen gesessen und die Meinung des Propheten Micha über einen Kriegszug nach Ramoth in Gilead eingeholt (1. Kön. 22, 10 ff.). Durch das wādi esch-scha'īr fuhren beide Könige in den Krieg, und desselben Weges kam Ahabs Wagen vom Ostjordanland mit seiner Leiche zurück (1. Kön. 22, 37 f.). Auch Joram mag hier nach Ramoth ausgezogen sein, während er den Rückweg nach Jesreel ge-

---

[1]) Gildemeister, ZDMG 1882 S. 399, vgl. S. 391. Denselben Weg gibt Dschihānnuma an nach Sprenger, Die Post- und Reiserouten des Orients I, S. 102 f.

[2]) Die Straße von Ägypten kreuzt von ledschschūn aus die Ebene von Jesreel.

[3]) Robinson, Neuere biblische Forschungen, S. 165 f.

nommen hat, was dem Verwundeten den bösen Wagenweg aus der Jordanniederung nach Sichem ersparte (2. Kön. 8, 28 f.).

Die Syrer könnten wohl in dieser Zeit über die Jordanfurt von ed-dāmie und Sichem nach Samaria gelangt sein. Wenigstens ihre Fluchtlinie, auf welcher zwei Wagen Jorams ihnen folgten, ging nach dem Jordan (2. Kön. 7, 15), und man kann sich nicht denken, daß große Umwege dahin geführt hätten. Da die Syrer damals einen großen Teil von Gilead besaßen, bestand für sie kein Hindernis, den bequemen Weg durch das Tal von ʿadschlūn nach dem Jordan hinabzukommen. Aber natürlich kann der Weg durch die Furten bei bēsān nicht ausgeschlossen werden. Auch für Naëmans Weg über den Jordan (2. Kön. 5) stehen diese beiden Möglichkeiten zu Gebote.

Für das Lager der Syrer bei der Belagerung von Samaria (1. Kön. 20, 1, 2. Kön. 7, 5) würde die Gegend von chirbet basīle vorzugsweise ein geeigneter Platz sein, weil es hier die Stadt vom wādi esch-schaʿīr abschneiden würde. Dann wäre die „Ebene" die Stätte, wo unter Ahab die Leute der Landvögte mittags den erfolgreichen Kampf mit den zechenden Syrern begannen (1. Kön. 20, 16 ff.). Durch das Westtor der Stadt schleppte man später unter Joram die reiche Beute des Syrerlagers und zertrat hier den Ritter, welcher eine so unverhoffte göttliche Hilfe nicht hatte glauben wollen (2. Kön. 7, 17). Die Erzählung an beiden Stellen gibt freilich keine andere Andeutung für die lokalen Verhältnisse, als daß das Syrerlager nicht ganz nahe an der Stadt gelegen hat. Nie ist vom „Herabgehen" zum Lager, sondern nur vom „Hinausgehen" oder „Kommen" zu ihm die Rede.

Eine andere Einbruchsstraße der Syrer ist wohl vorauszusetzen, wenn der entscheidende Kampf bei Aphek (1. Kön. 20, 26 ff., 2. Kön. 13, 17) statthatte, das man in der Küstenebene etwa bei ḳāḳūn suchen muß. Sie werden dann über bēsān und die Ebene Jesreel an Megiddo vorbei oder durch die Ebene von Dothan nach Aphek gelangt sein. Wenn die Israeliten sie vertreiben wollten, mußten sie durch das wādi esch-schaʿīr meerwärts zu ihnen hinausziehen. Auf dem Rückwege von da, also etwa im wādi esch-schaʿīr, trat jener verwundete Prophet Ahab entgegen, um ihn wegen der Verschonung Benhadads Vorhalt zu tun (1. Kön. 20, 35 ff.)

Nach allem ist zu sagen: Samaria lag teils unmittelbar, teils mittelbar an wichtigen süd-nördlichen Verkehrsadern des Landes und hatte treffliche Verbindungen nach dem Westen wie nach dem Osten. In diesen Beziehungen war es nicht ganz so vorteilhaft gelegen wie Sichem — nāblus, das deshalb lange vor ihm zu großer Bedeutung gelangte und es auch überlebt hat. Aber als Zentrum einer Landesregierung war es doch

wohl geeignet und besaß vor Sichem den Vorzug einer großen natürlichen Festigkeit seiner Lage.

Der Berg von Samaria, von welchem der Survey of Western Palestine, Memoirs II, S. 211, einen leider am östlichen Ende unvollständigen Plan (danach Guthe im Bibelwörterbuch) mitteilt, ist etwa 2100 m lang und in der Mitte etwa 900 m breit. Von der Ostseite ist der Anstieg ein sehr allmählicher, man gelangt zuerst zu der Terrasse der Johanneskirche und des Dörfchens, welches dem stolzen Namen sebásṭie (nicht sebasṭîje, so Baedeker, Guthe, Buhl) wenig Ehre macht. Etwas höher liegt die Terrasse der Tennen, el-bajādir, auf welcher Säulenreihen an die alte Stadt erinnern, dann zieht sich der abgeplattete Berggipfel langsam aufwärts und kulminiert weit nach Westen zu in einer Platte von etwa 180 m im Geviert. Auf diesem höchsten Punkt des Berges, jetzt el-ḳa'de genannt, werden wir die Königsburg des alten Samaria zu suchen haben. Es war der am leichtesten zu befestigende Platz, der außerdem nach drei Seiten hinreichend emporragte, um eine gute Überschau über die Umgebung zu bieten. Die Stadt jener Zeit dürfen wir uns nicht allzu groß vorstellen. Der Form des Berggipfels entsprechend wird sie lang und schmal gewesen sein und wohl nur die Gipfelterrassen des Berges von el-ḳa'de ab bis zu den „Tennen" umfaßt haben, was eine Länge von höchstens 800 m, eine Breite von etwa 350 m ergäbe. Dem entspräche im heutigen Jerusalem ein Stück von der ungefähren Breite des Stadtteils zwischen dem Jaffator und der südwestlichen Stadtecke, dessen Länge bis über die Aksa-Moschee hinaus zu rechnen wäre. Erkennbare Trümmer dieser alten Stadt sind nicht vorhanden. Daß sie mit Zisternen reichlich versehen gewesen sein muß, ist daraus zu schließen, daß bei Belagerungen kein Wassermangel eintrat. Eine Wasserleitung von 'ēn hārūn, die doch vom Feinde abgeschnitten worden wäre, hätte in solchen Zeiten nicht helfen können. Gern wüßte man, wo der Teich von Samaria gelegen hat, an welchem man Ahabs Blut von seinem Wagen wusch (1. Kön. 22, 38). Unten im Tale nördlich, östlich oder südlich von der Stadt war ja leicht Wasser zu sammeln, das sogar Quellwasser sein konnte. Aber ein Teich dort war weit von der Stadt, wenngleich als Tränke für Pferde und Vieh immer noch sehr dankenswert. Auf höherem Niveau war eine Teichanlage überall da denkbar, wo ein entsprechender Sammelraum für Regenwasser sie zu speisen vermochte. Aber keine Spur eines Teiches ist bisher in der Nähe des Stadtberges oder auf ihm den Dorfbewohnern aufgestoßen.

Die vorhandenen Spuren einer alten Stadt gehören dem von Herodes gegründeten Sebaste an. Nach Josephus, der Antt. XV 8, 5, Bell. Jud.

I 21, 2 über die Gründung berichtet, war es bedeutend größer als das ältere Samaria. Die von Herodes gebauten Mauern hatten 20 Stadien im Umfang. Diese Zahl ist nicht übertrieben. Wenn man auf dem Niveau, welches auf der Süd- und Westseite des Berges Teile der Mauer aufweist, um den Berg herummißt, ergibt sich ungefähr dieses Maß, was der Größe Jerusalems zur Zeit des Herodes (ohne die „Neustadt") entsprechen würde. Von dem Tor am Westende sind die unteren Lagen der zwei es flankierenden länglichrunden Türme erhalten. Die heutigen Sebastener, die mir den Platz zum Kaufe anboten, nennen die Stelle el-bauwābe, „das Tor". Auf der Südseite stützen die Grundlagen der alten Stadtmauer die Terrasse, auf welcher eine Säulenstraße sich hinzieht. Kein Tor ist hier erkennbar, es war auch keines notwendig. Spuren des Osttores meint man gefunden zu haben, da wo der Weg unterhalb der Johanneskirche sich östlich umbiegt, um den Berg hinaufzusteigen. Die Tortürme hätten hier rechts und links vom heutigen Wege gelegen, indes ist kaum anzunehmen, daß die herodianische Stadt so weit hinabreichte, weil sich oberhalb noch Gräber befinden. Auf der Nordseite ist der Mauerlauf minder sicher. Er hat ohne Zweifel die el-ḳa'de westlich vorgelagerte große Terrasse des karm el-kelsch eingeschlossen und wird dann im allgemeinen auf dem Niveau der Südmauer geblieben sein, da kein Grund vorlag, das hier steil abfallende Terrain in größerem Umfang einzuschließen. Nur nach Nordosten zu wird die Nordmauer tiefer ins Tal hinabgestiegen sein, um den dort noch jetzt vorhandenen viereckigen Platz mit einzufassen. Dort nämlich zieht sich eine muldenartige Senkung in südwestlicher Richtung den hier verbreiterten Berg hinauf, die einzige Stelle, wo auf der Nordseite sich ein brauchbarer Aufgang herstellen ließ. Auch das alte Samaria dürfte hier oben sein Nordtor gehabt haben. Spuren einer Baulichkeit liegen an der nordwestlichen Ecke des erwähnten Platzes. Die Sebastener meinen, dies sei das Nordtor gewesen. Die Lage bei der Mündung des Nordweges (s. o.) und der nur hier mögliche Aufgang stimmen dazu.

Die Säulenstraße, jetzt es-sūḳ genannt, welche auf der Südseite des Berges gegen einen Kilometer lang sich ausgedehnt hat mit einem stumpfwinkligen Knie unterhalb von el-ḳa'de, imponiert durch ihre Ausdehnung, aber nicht durch die Höhe ihrer Säulen, die nur etwa 5 m beträgt, wozu allerdings noch ein Postament von wenigstens 1 m und das Kapitäl kamen. Das ergibt immerhin fast die Höhe der niedrigsten Säulen der Säulenstraße von dscherasch, der diese Säulenstraße auch in der Länge gleichkommt. In der Breite übertrifft sie sogar teilweise jene, nicht zum Vorteil der Höhenwirkung der Säulen, indem sie sich gegen das West-

ende noch wesentlich erweitert. Die Säulenordnung ist unbestimmbar, da kein einziges Kapitäl bisher gefunden worden ist. Nach de Saulcy, Voyage autour de la Mer Morte etc. II, S. 394, wären es dorische Säulen gewesen. Es ist zu sehen, daß die Terrasse, auf welcher die Säulenstraße sich erhebt, teilweise aus dem Bergabhang erst herausgeschnitten wurde. Nach Survey of Western Palestine, auch Baedeker, soll die Straße ursprünglich sogar um den ganzen Berg herumgelaufen und — nach Baedeker — 1700 m lang gewesen sein. Aber weder finden sich auf der Nordseite Spuren der Straße, noch bietet der Bergabhang dort dafür geeigneten Platz. Auch ist am Westende der Stadt, wo Raum dafür wäre, der Anschluß an die südliche Säulenstraße nicht vollzogen. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß die Säulenstraße vom Westtor, das als Haupttor der Stadt gedacht ist, bis zum Osttor der Stadt lief, das in der Gegend des jetzigen Dorfes am Ostende des Berges lag und über sich die Tennenterrasse hatte, deren Säulen vielleicht dem Hof des Augustustempels angehörten, den Herodes inmitten der Stadt auf einem Temenos von drei Halbstadien errichtete. Natürlich hat das römische Sebaste auch andere Tempel gehabt, die hier gelegen haben könnten. Nach dem von de Saulcy mitgeteilten Plan befand sich hier ein Peristyl von 62 zu 45 m innerer Weite mit je 12 Säulen auf den Längsseiten und 9 Säulen auf den Breitseiten. Dies bot einem kleineren Tempel völlig hinreichenden Raum, den Maßen des Temenos des Augustustempels des Herodes entspricht es freilich nicht. Weiter oben nach dem Berggipfel zu fand de Saulcy Säulentrommeln von 1,28 m Durchmesser. In ihnen darf man vielleicht die Reste eines zweiten Tempels erkennen. Hier oben muß aber auch die noch von Burchard um 1280 besuchte Kirche der Griechen gelegen haben, in welcher man das Gefängnis Johannes des Täufers zeigte.

Bei dem alten Nordaufgang zur Stadt (s. o.) befindet sich ganz isoliert tief unter dem Plateau des Berges ein zweites größeres Peristyl, für welches die hier vom Berge herabkommende Talmulde durch Ausschachtung verbreitert und vertieft wurde. Baedeker gibt an, es sei ca. 422 m lang und 55 m breit, wohl nach Conder, Tentwork in Palestine, S. 48, wo 1450' zu 180' angegeben werden. Das stimmt nicht zu Conders eigenem Plan in den Memoirs, wonach 1050' zu 280' das Richtige wäre, wenn vorausgesetzt wird, daß das Peristyl südlich bis an den Bergabhang reichte. Nach der Messung eines Freundes mißt der ganze Platz 180 zu 200 Schritt, d. h. 126 zu 140 m. Conder und Kitchener, auch Baedeker, vermuten hier einen Hippodrom oder eine Säulenstraße. Das letztere ist ausgeschlossen, weil der Raum zwischen den parallelen Stoen auf der

Nordseite durch eine über sie hinausragende dritte Stoa geschlossen wird. Für einen Hippodrom ist der Platz doch wohl zu klein. Dagegen ließe sich wohl an ein Stadium denken, wie es z. B. Tiberias besaß.[1]) Halbkreisförmige Sitzreihen wären dann am Südende des Platzes zu vermuten. Die Säulen erinnern an die der Säulenstraße, das Stadium dürfte also zur Stadtanlage des Herodes gehören.

Es ist nicht überflüssig, hierher zu setzen, was Burchard vom Berge Zion im 13. Jahrhundert in sebasṭie gesehen hat. Er schreibt davon: „Nirgends im heiligen Lande habe ich solche Ruinen gesehen wie in Samaria, obwohl ich viele und große gesehen habe — — —. Die Mauer der Stadt war am Fuße des Berges mit sehr starken Türmen trefflich versehen, und der Berg erhebt sich innerhalb mit allmählichem Anstiege, von Gebäuden umgeben, wie ein mit Trauben umgebener, grade aufgerichteter Weinstock, der sich allmählich zuspitzt. Der prächtige Königspalast war aber oben auf dem Berge selbst, wo man noch viele Marmorsäulen sieht, die Säle und Wandelhallen trugen. Und am Umfange des Berges unterhalb des Königspalastes und der Häuser der Vornehmen, wo die gemeine Gasse oder der Kaufmarkt war, finden sich noch fast um den ganzen Berg herum Marmorsäulen innerhalb stehend, welche die Gewölbe der Straßen trugen, weil die Straßen der Stadt nach der Sitte des heiligen Landes überwölbt waren." Kein Haus traf Burchard in sebasṭie außer zwei Johanneskirchen, von denen die auf der Höhe gelegene (s. o.) jetzt nicht mehr erhalten ist. Von der am Ostabhang liegenden, welche schon zu seiner Zeit in eine Moschee verwandelt war, ist noch zu reden.

Alles über die Reste des herodianischen Sebaste Gesagte macht nicht den Anspruch, eine archäologische Beschreibung zu sein. Es soll aber daran erinnern, daß es im ganzen westjordanischen Palästina keinen Punkt gibt, wo Ausgrabungen so lohnend und ihre Resultate so bedeutungsvoll sein würden wie hier. Die Kunst des Herodes ist dieselbe, welche zur Zeit Christi alle palästinischen Städte, Tiberias, Bethsaida, Neapolis, Livias, Jericho, besonders aber auch Jerusalem und seinen Tempel, schmückte. Sie mag weniger prächtig sein als diejenige, die uns in dscherasch, 'ammān, boṣra, ba'albek, Palmyra und — teilweise — Petra in Erstaunen versetzt, aber sie hat den wichtigen Vorzug, nicht wie diese spätrömisch, sondern hellenistisch zu sein, also einer Kunstepoche anzugehören, deren Denkmäler in Palästina nicht häufig sind. Man darf aber auch hoffen, daß die Untersuchung der ältesten Stadtlage auch Spuren des Samaria des Ahab und Jerobeam II. zutage fördern würde und somit

---

[1]) Josephus, Bell. Jud. III, 10, 10.

einer Stadt, welche in ganz anderer Weise als Mittelpunkt des alten Israel gelten muß als das wegen seiner späteren Bedeutsamkeit häufig überschätzte Jerusalem.

Der Platz, auf welchem jetzt die Ruine der Johanneskirche[1]) aus der Kreuzfahrerzeit sich erhebt, scheint vorher Gräber enthalten zu haben. Nicht nur enthält die Krypta der Kirche ein altes Felsengrab, sondern man hat auch neuestens nahe der Südseite der Kirche, wenigstens 7 m tief unter der jetzigen Oberfläche des Erdbodens zwei künstlerisch bearbeitete Marmorsarkophage und den Eingang zu einer gebauten Grabkammer gefunden. Die Kirchenruine hat vor etwa 13 Jahren ihren schönsten Schmuck, die Reste der Apsiden, welche alle älteren Bilder zeigen, verloren. Sie sind nicht „vermauert" worden, wie es bei Baedeker heißt, sondern durch eine gradlinige Wand ersetzt, als man an die Stelle des Chors der Kirche eine übrigens recht hübsch gewölbte Moschee baute, die jetzt den Hintergrund der Ruine füllt. Im nördlichen Seitenschiff hat man die Dorfschule untergebracht.

Man hat es rätselhaft gefunden, daß schon zur Zeit des Hieronymus das Grab Johannes des Täufers neben dem Obadjas und Elisas hier verehrt wurde. Wenn Johannes der Täufer in Machaerus (jetzt mkāwer) östlich vom Toten Meere enthauptet wurde, meint man, könne sein Grab nicht in Sebaste sein. Indes sollte man dies nicht allzu bestimmt behaupten. Erstlich ist nach Mark. 6, 21, wonach die Vornehmen Galiläas an jenem Festmahle des Herodes teilnahmen, welches die Enthauptung des Johannes veranlaßte, schwerlich das entlegene Machaerus, sondern Tiberias als Stätte derselben gedacht. Aber, wie dem auch sei, auf die Frage, warum Sebaste das Grab des Täufers erhielt, kann nur geantwortet werden: offenbar war es oder galt es als ein Sitz von Johannesjüngern. Darin liegt nichts Unwahrscheinliches. Nach Joh. 3, 23 war Aenon bei Salem die spätere Stätte der Wirksamkeit des Täufers, und dies muß nach Eusebius in der Gegend von tell er-riḏra südlich von bēsān gesucht werden.[2]) Dann müssen doch in der Landschaft Samarien Anhänger des Johannes gelebt haben, und nach Matth. 14, 12 gab es schon in sehr alter Zeit eine Nachricht vom Begräbnisse des Täufers durch seine Jünger.

---

[1]) Siehe über die Kirche besonders de Vogüé, Les Églises de la Terre Sainte, S. 358 ff.

[2]) Mommert, Aenon und Bethanien, S. 57 ff., will Aenon bei scherabil (es sollte heißen: scherḥabīl) am wādi el-jābis östlich vom Jordan entdeckt haben. Aber die Örtlichkeit paßt weder zu den Angaben des Eusebius noch der Pilgerin Silvia und am wenigsten zur Madabakarte, welche dies Aenon nicht östlich vom Jordan, wie M. behauptet, sondern westlich ansetzt.

In jedem Fall war das Grab des Wüstenpropheten vor den Toren von Sebaste die Veranlassung, daß die jüngste Anlage der Stadt, vielleicht schon in byzantinischer Zeit, auf den Ostabhang des Samariaberges, und damit in größere Nähe des Quellwassers, hinabglitt. Die alte Stadt verödete, aber ihre guten Verkehrsbedingungen sichern ihren Ruinen einen jetzt von Jahr zu Jahr sich mehrenden Strom von Besuchern.





3. Ein neugefundenes Jahvebild.

Von Professor G. Dalman.

Mit einer Tafel.

Die Entdeckung zweier Siegel von „Schama, dem Knechte Jerobeams", von denen besonders das eine durch sein großes Löwenbildnis berechtigtes Aufsehen hervorrief, hat aufs neue die Aufmerksamkeit auf die Siegel und Gemmen gerichtet, welche durch Schrift und Namen mit Sicherheit für das israelitische Altertum in Anspruch genommen werden könnten. Bisher hat man nur die Inschriften dieser kleinen Kunstwerke mit hinreichender Sorgfalt beachtet, ihre Bilder dagegen mit der Feststellung ihres Gegenstandes abgetan, ohne zu beachten, daß sie trotz ihres babylonischen, phönizischen, ägyptischen Stiles wichtige Denkmäler israelitischen religiösen Denkens für uns sein müssen. Es ist doch schwer zu glauben, daß dem Israeliten die sakralen Symbole des von ihm am Finger oder auf der Brust getragenen Siegels, mit dem er Dokumente beglaubigte, bloße Verzierungen gewesen seien, die ihm nichts besagten. Sie waren ja doch in unmittelbare Beziehung zu seinem Namen gesetzt und bedeuteten folglich, daß der so Benannte den Schutz der angedeuteten Gottheit für sich in Anspruch nehme. Daß dabei die bildliche Darstellungsweise anderer Völker des alten Orients angewandt wird, kann nicht überraschen, da es eine genuin israelitische Kunst niemals gegeben hat und die Vorstellungsweise des alten Israel mit der seiner Nachbarn eng zusammenhing.

Das Gesagte soll nun zunächst illustriert werden durch eine Besprechung der bisher als israelitisch sicher bekannten Siegelbilder, die der Erörterung eines neu gefundenen Siegels als Einleitung dienen soll.

Einen schreitenden Löwen mit geöffnetem Rachen und erhobenem Schwanz in babylonischem Geschmack zeigt das von Schumacher in tell el-mutesellim (Megiddo) gefundene Siegel des „Schama, Knecht des Jerobeam", über welches Kautzsch in Mitt. u. Nachr. d. D. Pal. Vereins 1904, S. 1 ff., 81 ff., berichtet hat. In Babylonien war der Löwe Symbol

des Gottes Nergal, aber auch Abzeichen der Könige, wohl in dem Sinne, daß sie gottgleiche Schreckensmacht für sich in Anspruch nehmen. Als Palästina nahestehende Beispiele des Löwenemblems nenne ich den von mir im Jahre 1900 entdeckten Löwen von schēch saʿd, sowie das Löwenrelief von Petra, welches Mitglieder unsers Instituts 1906 zuerst sahen. Wie alle diese Löwen war der Löwe an den Gestühlen des Tempels (1. Kön. 7, 36) ein Symbol der furchterweckenden göttlichen Macht, und ebensolche Macht nahm Salomo für sich in Anspruch, wenn er auf der siebenten Stufe seines Thrones zwischen zwei mal sieben Löwen sich niederließ (1. Kön. 10, 19 f.). Auch Gott hat in Ezechiels Gesicht (1, 10) Löwengestalten unter seinem Thron. Es wird schwerlich zufällig sein, wenn Jerobeams Knecht auf seinem großen Siegel einen Löwen führte.

Ein Adler mit vier Flügeln und nach rechts gewendetem Kopf ist abgebildet auf dem Siegel des Jachmoljahu, Sohn Maasejahus.[1]) Das war ein den Griechen und Römern wie den Orientalen geläufiges Symbol des höchsten Gottes, besonders auch des Sonnengottes. Adlerköpfige Genien können den Lebensbaum bei den Babyloniern umstehen. Der Adlerkopf der Träger des göttlichen Thrones bei Ezechiel (1, 10) bezeugt dasselbe für die Israeliten, da es Ezechiel nicht zuzutrauen ist, daß er seine Bilder für die göttliche Erscheinung seiner heidnischen Umgebung entlehnte. Herodes ließ einen goldnen Adler über der Tempeltür anbringen,[2]) gewiß nicht als Symbol der römischen Oberherrschaft, wie man es zu deuten pflegt, sondern als Gottheitszeichen, das ihm ja besagt haben mag, daß Jahve und Jupiter dasselbe seien. Er erregte damit das Entsetzen der Gesetzestreuen; aber das Symbol war doch nicht unisraelitisch, wie uns auch das Siegel Jachmoljahus beweist. Als ein zum Vergleich bereitstehendes Beispiel der religiösen Verwendung des Adlers darf wohl an das von mir 1904 gefundene Adlerrelief von Petra erinnert werden neben den Adlern, welche die el-chazne-Fassade derselben Stadt krönen.

Mit einem Stierbild siegelte Schamajahu, Sohn Azarjahus.[3]) Ein Stier war das Symbol des Gottes Marduk in Babel, aber auch ein bekanntes ägyptisches Gottessymbol; Stierbilder haben auch im Tempel zu Jerusalem das eherne Meer getragen und die Gestühle verziert (1 Kön. 7, 25, 29), sie waren in Bethel und Dan sogar Gegenstand der Verehrung. Auch für Schamajahu wird der Stier Jahves schöpferische

---

[1]) Clermont—Ganneau, Recueil II, S. 27.

[2]) Antt. XVII 6, 2. 3., Bell. Jud. I 33, 2. 3.

[3]) Abbildungen dieses und der folgenden Siegel, wo nichts anderes erwähnt ist, siehe bei Levy, Siegel und Gemmen, Tafel III, Benzinger, Hebr. Archäologie S. 259 ff.

Kraft abbilden sollen. Als eine palästinische Parallele sei erwähnt das vielleicht dem Hadad-Ramman geltende Stierrelief von er-rummān, das ich 1905 dort entdeckte.

Eine siebenteilige Palmette in phönizischem Stil befindet sich auf dem Siegel Chananjahus, des Sohnes Achbors. Sie ist bei den Phöniziern Symbol des Lebensbaumes, der oft in sieben Palmenwedel ausläuft, und wird auch bei den Israeliten so verstanden worden sein. Die Palmen an den inneren Wänden des Tempels und an den Gestühlen (1. Kön. 6, 29 ff.; 7, 36) meinen nichts anderes, und auch der siebenarmige Leuchter der Stiftshütte ist etwas Verwandtes, wie leuchterförmige Darstellungen des Lebensbaumes zeigen, s. Ohnefalsch-Richter, Kypros S. 88 f.

Den Lebensbaum umgeben auf vielen alten Darstellungen eigenartige Fabelwesen, so wie die Palmen an den Tempelwänden zwischen Cheruben standen und Cherube den Zugang zum Lebensbaum bewachten (1 Mos. 3, 24). Daran, daß statt ihrer nicht selten Ziegenböcke erscheinen, erinnert das Siegel Jehoazars, des Sohnes Obadjahus, mit seinem einen aufrechtstehenden Bock,[1]) sowie das Siegel Netanjahus, Sohn Obadjahus, mit zwei Böcken derselben Darstellungsweise. Das Alte Testament kennt „Ziegenbock“ (sāʿir) jetzt nur als Bezeichnung von Dämonen (Jes. 13, 21) oder fremder Götter (3. Mos. 17, 7). Daß sie aber ursprünglich auch bei den Israeliten als Symbole göttlicher Kraft gemeint und bekannt waren, darf man wohl schließen aus dem Namen eines dieser Dämonen, des Asasel von 3. Mos. 16, 8. Der masoretische Text nennt ihn ʿazāzēl, über dessen Etymologie die wunderlichsten Theorien aufgestellt wurden, mit absichtlicher Entstellung der eigentlichen Namensform. Das Aleph, welches hinter dem zweiten Zajin stehen sollte, ist vor dasselbe geschoben. Der ursprüngliche Name ist natürlich ʿazaz-ēl, d. h. Gott ist stark, was dem alttestamentlichen Namen ʿAzazjahu gleichbedeutend ist. In solchem Sinne werden die Söhne Obadjahus ihr Siegelemblem gemeint haben.

Von einem Granatapfelkranz ist das in Jerusalem gefundene Siegel von Chananjahu, Sohn des Azarjahu, umgeben. Der Granatapfel als Symbol der Fruchtbarkeit ist ein bekanntes Attribut der Aphrodite und des Dionysos, das auch auf phönizischen Bildwerken vorkommt. Ein Granatapfelkranz umgab aber auch das Gewand des Hohenpriesters (2. Mos. 28, 33) und die Jahves Stärke darstellenden Erzsäulen vor dem salomonischen Tempel (1. Kön. 7, 18); er ist hier wie auf dem Siegel ein Schmuck, aber nicht ohne eine der Gottheit geltende symbolische Bedeutung.

Während bisher Verehrung fremder Götter nicht zu erkennen war, weisen die folgenden Beispiele auf altisraelitischen Götzendienst, der ja

[1]) Clermont—Ganneau, Recueil III, S. 190.

nicht den Dienst Jahves, wie ihn jene Götzendiener dachten, ausschließen mußte. Schebanja'u, der Knecht Uzzia'us, also vielleicht ein Beamter des Königs Uzzia, hatte auf der einen Seite seines großen Siegels eine schreitende männliche Gestalt mit erhobenem rechten Arm, deren Linke an einen Stab faßt, welcher oben mit einem Halbmond gekrönt ist, während er unten in einen spitzen Haken ausläuft, der wohl der Rest eines Dreiecks, eines Symbols der Astarte, sein könnte. Neben dem Fuß des Stabes steht ein fünfzackiger Stern, die Venus, welche wie der Halbmond ebenfalls ein bekanntes Symbol der Astarte war. Wir fanden 1906 von Halbmonden gekrönte spitz zulaufende Halbsäulen der gleichen Bedeutung in Petra. Ein Anbetender ist somit abgebildet, welcher dieser Göttin seine besondere Verehrung widmet. Wie dieser Stab mögen die Ascheren ausgesehen haben, welche Hiskia und Josia umhieb (2. Kön. 18, 4; 23, 14). Daß Schebanja'u deshalb Jahve nicht beseitigen wollte, besagt vielleicht der Revers seines Siegels durch den zweimal darauf angebrachten Diskus mit Adlerflügeln, einem im ganzen Orient viel benutzten gottheitlichen Symbol, das zunächst dem Sonnengotte galt.

Ein anderer Knecht Uzzias, namens Abia'u, hat auf seinem Siegel den auf Lotos knienden Horus, dessen Kopf mit den Hörnern und der Scheibe der Isis geschmückt ist. Er dachte dabei vielleicht an den Frühlingsgott Tammuz-Adonis, den nach Ez. 8, 14 auch Judäer verehrten. Er wurde dem Sonnengotte und der Mondgöttin als das Kind zugesellt. Die Benützung ägyptischer religiöser Embleme hat dabei nichts Auffallendes, da auch die phönizischen Nachbarn der Israeliten in derselben Weise Anleihen bei fremdländischer sakraler Kunst machten.

Dies genügt zum Beweise, daß der Symbolismus des im alten Orient herrschenden Götterglaubens den Israeliten wohl bekannt war und daß sie ihn auch anwendeten, wenn sie Jahve sich vergegenwärtigen oder doch sein Heiligtum schmücken wollten. Es darf uns das nicht Wunder nehmen. Die Gottesoffenbarung mußte, um in der Menschheit heimisch zu werden, an die in ihr lebende Gedankenwelt und Formensprache anknüpfen, der auch Israel nicht fern stehen durfte. Der Einblick in die uns sonderbar dünkende Bilderwelt jener Völker kann nur unser Staunen erhöhen über die wunderbare Macht, welche in dieser Umgebung den Bann einer im Naturleben aufgehenden Anschauungsweise sprengte, den Geist über das Fleisch, das Leben über die Vergänglichkeit, Gott über die Welt in allen ihren Sphären triumphieren ließ.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen betrachten wir ein bisher nicht bekanntes israelitisches Siegel, das mir jetzt in Jerusalem in die Hände kam.

Es besteht aus einem harten gelblichen ovalen Stein von 18 mm Länge, 16 mm Breite, 5 mm Dicke am Rande und 7 mm Dicke in der Mitte. Er ist skarabäusartig geformt, die Schriftseite gewölbt, die Kehrseite fast flach. An einer Schmalseite befindet sich ein kleines Loch, das die Fassung, für die der Stein bestimmt gewesen sein muß, erleichtern sollte. Die gewölbte Seite, die von einer einfachen Linie umzogen und durch eine Doppellinie in zwei Teile geschieden ist, trägt in sehr scharf geschnittenen althebräischen Buchstaben die Inschrift:

לאלשמעב
נגדליהו

d. h. לאלשמע בן גדליהו „Des Elischama', Sohn Gedaljahus". Die auffallende Worttrennung ist durch den Wunsch veranlaßt, in jeder Zeile sieben Buchstaben zu haben. Beide Namen sind aus dem Alten Testament wohl bekannt. Es gab einen Elischama', der Staatssekretär Jojakims war (Jerem. 36, 12 ff.); Gedalja ist besonders bekannt als Name des von Nebukadnezar nach Jerusalems Zerstörung in Judäa eingesetzten Statthalters (Jerem. 40, 5 ff.). In bezug auf die Orthographie ist zu bemerken, daß unser Bibeltext Elischama' mit י, also אלישמע schreibt. Der Schrifttypus stimmt im allgemeinen mit dem der Siloahinschrift, doch nicht ohne Abweichungen. Das ל ist nur das zweite und dritte Mal unten umgebogen, das erste Mal mit einem spitzen Winkel versehen; מ ist rechenförmig, nicht gezähnt, ר oben nur wenig gekrümmt. Dem Graveur ist bei א der Stichel ausgeglitten, so daß ein indes nicht sehr tief eingekratzter Haken über ihm entstand. Die Schrift erlaubt jedenfalls, das Siegel aus dem vorexilischen Israel herzuleiten.

Auch die Kehrseite ist von einer Linie umzogen. Das untere Drittel der Fläche wird eingenommen von einem wannenartigen in der Mitte ausgebauchten Gerät, das vorn in einen längeren, hinten in einen kürzeren Hals mit Vogelkopf ausgeht. Das Gerät, das offenbar ein Schiff vorstellen soll,[1]) ist schraffiert. Es erinnert an das Götterschiff auf einem babylonischen Siegelzylinder,[2]) wo aber Menschengestalten statt der Vogelköpfe an beiden Enden angebracht sind. Die langhalsigen Vogelköpfe sollen doch wohl den raschen Flug des Schiffes andeuten. Vielleicht sind es Störche, vgl. die Storchflügel Sach. 5, 9. Mitten auf dem Schiff steht ein Thron mit Fußbank und kurzer Lehne. Auf diesem sitzt eine männliche Gestalt in faltigem Gewand, aber etwa vom Knie ab bloßen Beinen. Der linke Arm liegt auf dem Schoß, der rechte Unterarm ist

---

[1]) Siehe das ganz ähnliche phönizische Handelsschiff auf einer assyrischen Abbildung, Perrot u. Chipiez, Phoenicia and Cyprus I, S. 34.

[2]) Delitzsch, Babel und Bibel S. 49.

Photographie des Siegels des Elischama, Sohn Gedaljahu's.



Die Photographie ist fast doppelt so groß als das Original. Leider waren die dabei benutzten Gipsabdrücke nicht vollkommen. Die kleinen Rinnen in den Buchstaben der Schriftseite und die Grübchen im linken Vogelkopf, am linken Lebensbaum und seinem Gestell sowie am Gewande der Figur und dem Stuhle auf der Bildseite sind wegzudenken. Im übrigen ist die Wiedergabe treu. Bei dem korbartigen Schiff wird an den Korb und das Schiff des Mondgottes Sin hier noch zu erinnern sein. D.



erhoben und hält etwas Fächerförmiges, das nicht genau zu erkennen ist. Am liebsten würde man an eine Darstellung des Blitzes denken. Der wohl bärtige Kopf trägt eine hohe steife Bedeckung. Es muß sich um eine Gottheit handeln. Vor und hinter dem Thron stehen stilisierte Palmen, die aber nicht als wachsend dargestellt sind, sondern durch kandelaberähnliche Gestelle gestützt werden. Sie meinen natürlich den Lebensbaum (s. o.), und die Siebenzahl ihrer Wedel muß mit der Zahl der Planeten zusammenhängen.

Die auf diese Weise als Herr des Himmels und des durch den Kreislauf der Planeten geordneten Weltlaufs sowie als Gott des Lebens bezeichnete Gottheit kann auf dem Siegel des Sohnes eines Gedaljahu, d. h. Jahve ist groß, doch nur Jahve sein.

Seine, wenngleich kindliche Darstellung, die allerdings Babylonier auf ihre Götter auch angewandt haben würden, enthält nichts Unwürdiges. Auch jede Andeutung einer weiblichen Paredros fehlt. Der Gott, der nach Ps. 104, 3 dichte Wolken zu seinem Fahrzeug macht und nach Jes. 19, 1 auf rascher Wolke nach Ägypten fährt, thront hier zwischen Lebensbäumen auf seinem Wolkenschiffe, wie von Storchenflügeln getragen.

Gesetz und Propheten haben jede Abbildung der Gottheit untersagt. Auch Elischama könnte wohl das Verbot gekannt und anerkannt haben. Dann meinte er, daß nur zur Verehrung bestimmte Bilder von diesem Verbot getroffen würden, wie wir es ja auch auszulegen pflegen. Ebenso möglich ist, daß er zu den Israeliten gehörte, auf welche die sie umgebende fremde religiöse Sitte stärker wirkte als das Gesetz. Wie dem auch sei, wir werden ihm nicht absprechen können, daß er auf seinem Siegel zu Jahves Größe sich bekannt hat.

Dem Siegel des Schebanja, Knecht Uzzias, ist verwandt das im Ostjordanland gefundene Siegel von Eliamaz (= Amazja), Sohn des Elisa. Nach Brünnow, welcher dasselbe in Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins 1896, S. 4, beschreibt, befindet sich darauf eine Priestergestalt. Die Zeichnung zeigt einen langharigen und bärtigen Mann in langem gegürtetem Gewande mit erhobenem linken Arm. Auf dem Kopf befindet sich eine fast kugelförmige Kappe, welche über dem Gesicht in ein schneckenförmig geringeltes Schwänzchen ausläuft. Dieser Ansatz ist so sonderbar, daß man Grund hat, ihn auf seine Echtheit

zu untersuchen. Die Autotypie des Siegelabdrucks zeigt denn auch, daß er abzuschneiden ist. Es ist in Wirklichkeit das bekannte Symbol der Astarte, ein Halbmond mit einem darin befindlichen Stern. Ihm gilt natürlich die Handbewegung der Figur, die nicht einen Priester, sondern einen Anbeter der Astarte darstellen soll. Der Inhaber des Siegels wird sich selbst damit meinen.

Auch zu dem Palmbaum als Darstellung des Lebensbaums sei ein palästinisches Beispiel nachgetragen. Im wādi el-balāṭ nahe den Quellen ʿejūn el-ḥarāmīje an der Fahrstraße Jerusalem—Nablus bemerkte ich dies Jahr links neben dem Eingang in eine kleine Grabkammer ohne Schiebgräber oder Arkosolien eine ziemlich große schematische Darstellung einer Palme en relief. Die obere Hälfte gleicht fast vollständig einem siebenarmigen Leuchter mit graden Armen, deren Enden aber nicht oben eine horizontale Linie bilden, sondern in der Mitte am höchsten reichen. Man würde auch an die Darstellung eines Leuchters denken, wenn nicht unterhalb zweimal drei Zweige bogenförmig nach unten hingen, so daß es aussieht, als habe man oben frische, unten welke Zweige abbilden wollen. Der Stamm ist nur wenig länger als die Enden der letzteren. Das Ganze sollte doch wohl einen Lebensbaum darstellen.





4. Eine Inschrift aus dem Hain Mamre der byzantinischen Tradition.

Von Professor G. Dalman.

Der ḥaram von rāmet el-chalīl, der vielleicht schon zur Zeit Christi als die Stätte des Hains Mamre galt, wird jedes Jahr von vielen besucht. Trotzdem scheint den Besuchern bisher eine Inschrift entgangen zu sein, auf welche Mitglieder unseres Instituts dieses Frühjahr mich aufmerksam machten. Sie befindet sich auf zwei an verschiedenen Stellen in ein kleines Haus neuesten Datums östlich vom ḥaram eingebauten Steinen, von denen der eine umgekehrt ist. Beide sind 0,60 m hoch, der erste ist 0,64, der zweite 0,53 m breit. Ihre Oberfläche ist nur roh geglättet, darum auch die Inschrift teilweise sehr undeutlich. Ich glaube zu erkennen:

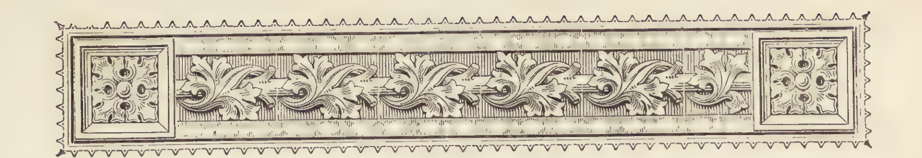
‹ΘϹσϹΙ	ΟΗΘΗϹ' (?)
ΠΔΡh	ΙΙWΤω
ΔΟΥΛω	ʻΟΥ

Am Schluß der ersten Zeile ist doch wohl zu lesen ϹΙ. Die griechische Form ist freilich nicht einwandfrei. Bemerkenswert ist die Anwendung von zweierlei ω. Es ist wohl zu lesen:

θεος (β)οη θησι Παρ(θεν)ιω τω δουλω σου

Gott, hilf dem Parthenios, deinem Knecht!

Ein Besucher der heiligen Stätte, an welcher er durch Abrahams Fürsprache der Erhörung seiner Bitte besonders sicher zu sein glaubte, hat offenbar die Inschrift einhauen lassen. Sie ist dem Hilferuf an Abraham verwandt, welcher sich im ḥaram von Hebron befindet, siehe Waddington Nr. 1905, vgl. Mordtmann, ZDPV 1894, S. 207 f., und eines der Dokumente, welche zeigen, in wie viel höherem Grade die byzantinische Kirche in Paläſtina die alttestamentlichen Erinnerungen pflegte als später die lateinische.



5. Gastfreundschaft im Lande der Bibel einst und jetzt.

Von D. Dr. Max Löhr, a. o. Professor in Breslau.

Im modernen Recht aller Kulturvölker wird Einheimischer und Ausländer völlig gleich behandelt. Der Mensch als solcher ist Rechtssubjekt. Nicht so im Altertum. Damals galt der Fremde als rechtlos: jedermann konnte ihn ungestraft totschlagen. Und diese Anschauung war nicht etwa nur in der Wüste zu Hause. Noch im zweiten nachchristlichen Jahrhundert herrschte sie im römischen Reiche.

Aber diese Rechtsanschauung erscheint in historischer Zeit überall durch die Sitte der Gastfreundschaft praktisch aufgehoben. Der einzelne gewährt dem einzelnen Fremden, anstatt ihn totzuschlagen, in erster Linie Rechtsschutz und damit zumeist auch die Aufnahme in sein Haus oder Zelt, d. h. Beherbergung und Verpflegung. Das praktische Motiv dieser Gastfreundschaft lag in dem Interesse, welches ein Stamm oder eine Stadt am internationalen Verkehr, vor allem am Handelsverkehr, nahm. Der Wunsch nach Berührung mit irgendwelcher Kultur hatte zur Voraussetzung den Verkehr mit dem Fremden und dieser naturgemäß wieder den Schutz desselben.

Lag in der Gastfreundschaft zunächst ein praktisches Moment — das des Rechtsschutzes für den Fremden — und eignete ihr eine kulturhistorische Bedeutung insofern, als sie den internationalen Handelsverkehr sicherstellte, so machte sich in ihr später, nachdem einmal der Grundsatz von der Rechtlosigkeit des Fremden praktisch so gut wie überwunden war, vielmehr ein ideales Moment — das der Menschenfreundlichkeit — geltend. Nicht mehr auf die rechtliche, sondern auf die gastliche Seite fiel der Nachdruck. Und unsere Sitte gewann eine neue kulturhistorische Bedeutung, indem sie ein mächtiger Hebel wurde für die Entwicklung des Humanitätsgefühls.

Schon bei Homer liegt der Schwerpunkt auf der gemütlich-geselligen Seite. Odysseus, vgl. 6, 119 ff., 9, 175 f., fragt:

> Ach, wer sind wohl die Leute, auf deren Gebiet ich geraten?
> Sind es Verächter des Rechts und ruchlos frevelnde Wilde,
> Oder gastlich gesittet und gottesfürchtigen Sinnes?

Nicht anders bei dem freiheitsstolzen Wüstenbeduinen, der sich als den Diener seines Gastes betrachtet, vgl. Fr. Rückert, Hamâsa, II, S. 27; auch S. 284:

> Ich bin des Gastes Knecht, so lang er weilt bei mir,
> Im übrigen hab ich vom Knechte nichts an mir.

Von gleichem Charakter ist auch die Gastfreundschaft, von der die Bibel zu erzählen weiß. — Die Gastfreundschaft hat zur Grundlage das Reisen. Und über das Reisen im Lande der Bibel müssen wir zum besseren Verständnis einige Bemerkungen vorausschicken.

Wenn es in neueren biblischen Handbüchern heißt, daß man in alter Zeit „nur notgedrungen" und „verhältnismäßig selten" gereist sei, so müssen diese Ausdrücke als recht unglücklich bezeichnet werden. Es geschah doch gewiß nicht notgedrungen, wenn die königlichen Prinzen von Jerusalem nach Jesreel reisten, um ihre Vettern daselbst zu begrüßen, 2. Kön. 10, 13, oder wenn Simson sich in den philistäischen Ort Timnath begab, um sein Weib zu besuchen, Richt. 15, 1. Der Anlässe ferner zum Reisen waren so viel wie der Wünsche und Bedürfnisse des menschlichen Lebens; und die sind im großen und ganzen immer die gleichen. Auch bei der, in der Bibel natürlich nur gelegentlichen, Erwähnung von solchen Dingen wissen wir doch von Fürstenbegegnungen und Gesandtschaftsreisen, auch von einer Bereisung des Landes durch eine Heeresersatzkommission; daneben werden Geschäftsreisen aller Art und Wallfahrten erwähnt; es geht einer auf die Reise, um sich eine Frau zu holen; ein andrer, um einen Arzt zu konsultieren; ein dritter will seine entlaufenen Sklaven oder sein verirrtes Vieh wiedererlangen. Da wir nun mit Recht eine dichtere Bevölkerung des Landes als heute voraussetzen dürfen, so wird auch das Reisen im alten Palästina sicher häufiger gewesen sein als gegenwärtig bei den Einheimischen.

Die einfachste Form des Reisens war es natürlich, zu wandern mit Stab und Tasche, etwa wie Jakob sich von Hebron aus zu seinen Verwandten nach Haran begiebt. Sonst sattelte man wohl Esel oder Eselin, Maultier und unter Umständen auch das Kamel, und machte sich, wie Bileam, 4. Mose 22, 22, oder wie jenes Weib von Sunem, 2. Kön. 4, 22, in Begleitung von einem oder zwei Sklaven auf den Weg. Naiv ist die Bemerkung eines modernen Bibelerklärers, daß die Kamele, welche die

heimkehrenden Exulanten aus Babylon mitbrachten, „im judäischen Gebirgslande nicht mehr zu gebrauchen waren“. Das Kamel ist nicht nur das Schiff der Wüste. Es geht schwerbeladen bergauf, bergab, nur steile Neigungen sind ausgeschlossen.

Wo das Terrain es gestattete, benutzte man auch wohl in der nachsalomonischen Zeit Pferd und Wagen, wie es Naëman tut, 2. Kön. 5, 21, oder der Kämmerer aus dem Mohrenlande, Ap.-Gesch. 8, 28. Hierbei sei bemerkt, daß wir in der Annahme von Terrainschwierigkeiten nicht allzu ängstlich sein dürfen. Zwar holen die Wagen des Pharao den alten Jakob mit gutem Grunde von Bersaba, nicht von Hebron ab — das Gebirge südlich der Abrahamsstadt ist für sie verschlossen. Aber wir hören wiederholt von den Kriegswagen, d. h. zweiräderigen Gefährten „auf der Höhe der Berge“, 2. Kön. 19, 23, Joel 2, 5, und des Königs Josias Leiche wird mit einem Wagen aus der Ebene Jesreel in das judäische Gebirge hinaufgebracht nach Jerusalem, 2. Kön. 23, 39, vgl. auch 9, 28. In recht später Zeit wird einmal die Sänfte als Transportmittel erwähnt; allerdings dort nur für einen königlichen Reisenden, Hoh. Lied 3, 6 ff.

Die im bisherigen genannten Verkehrsmittel sind auch heute noch im Gebrauch. Das Dampfroß bringt zurzeit wohl den Reisenden von Jaffa nach Jerusalem hinauf oder trägt ihn von Beirut nach Damaskus und von dort neuerdings im Bogen um das Südende des Genezarethsees nach Haifa. Wer aber das Heilige Land abseits von den großen Touristenstraßen kennen lernen will, muß sich noch jetzt zur Benutzung der obengenannten Reisemittel entschließen. Vom Eisenbahncoupé aus sah ich neben dem Schienenstrang die Kamelkarawane dahinziehen. Seit Jahrtausenden ist sie noch immer für den Verkehr unentbehrlich. Werden moderne Verkehrsmittel jemals imstande sein, sie zu verdrängen?

Natürlich war und ist diese Art des Reisens mit mancherlei Umständen, Mühen und Fährnissen verbunden. In erster Linie spielt das Klima dem Reisenden, gleichviel ob zu Fuß oder im Sattel, bisweilen übel mit. Genugsam bekannt ist in dieser Hinsicht der für das subtropische Klima charakteristische empfindliche Wechsel zwischen der Tag- und Nachttemperatur. „Bei Tag verging ich vor Hitze“, sagt Jakob, „und des Nachts vor Frost“, 1. Mose 31, 40. Empfindlich ist auch im Sommer der Schirokko, der den Reisenden durch Staub und Hitze belästigt, und während der Wintermonate (Dezember bis März) der Regen, welcher die Gebirgsbäche, die in der heißen Zeit meist ausgetrocknet sind, nicht selten in reißende Ströme verwandelt und dadurch unpassierbar macht.

Was die Wege und Straßen betrifft, so ist es zu viel behauptet, wenn in einem der obenerwähnten Handbücher steht, daß es deren im

alten Palästina gar nicht gegeben habe. Eine gebahnte Straße findet bereits das ins Ostjordanland eindringende Israel vor. Und von einer ebensolchen hören wir auch in 1. Sam. 6, 12; auf ihr wird die heilige Lade mittels eines von Kühen gezogenen Wagens von Ekron in das judäische Gebiet hinaufgeschafft. Dergleichen Straßen sind auch in unmittelbarer Nähe Jerusalems vorauszusetzen. Denn Salomo u. a. halten sich Rosse und Wagen, und wir kennen ein Roßtor im alten Jerusalem, wahrscheinlich an der Ostseite der Stadt. Und wie oft gebrauchen nicht endlich die Kap. 40—66 des Jesaja-Buches das Bild vom Wegebau. Weniger kunstgerecht sind wohl die großen Kamelstraßen zu denken, auf denen die Karawanen zogen. Wir wollen deren hier nur zwei anführen. Die eine kam von Elath am Roten Meer herauf nach Jerusalem und lief von da nach Jaffa; die andre ging von Damaskus, am Genezarethsee vorüber durch Galiläa ans Meer und an der Küste entlang nach Ägypten. Es ist dieses die via maris der Kreuzfahrer.

Die Fußwege, welche die Wanderer zu benutzen pflegten, von Stadt zu Stadt, von einem Gebirgsdorf zum andern, waren ja nicht gerade die besten. An sie denkt offenbar der Dichter, wenn er sagt Ps. 91, 11 f.: „Er wird seinen Engeln über dich Befehl tun, daß sie dich auf allen deinen Wegen behüten; auf den Händen werden sie dich tragen, daß du mit deinem Fuße nicht an einen Stein stoßest.“ Viel besser ist es heute in dieser Hinsicht nicht geworden. Von manchem „Wege“ muß es dem europäischen Reisenden ausdrücklich versichert werden, daß es ein solcher sei. Er sieht nur das Steingeröll und den Schmutz, während es in Wirklichkeit ein richtiger palästinischer Weg ist. Hier und da kann man noch heute ein Stück alter Römerstraße benutzen, monumentum aere perennius. Dazu hat sich die türkische Regierung allmählich entschlossen, Chausseen zu bauen, natürlich mit der ihr eignen Vorsicht vor Übereilung. Aber beispielsweise ist Jerusalem gegenwärtig nach allen vier Windrichtungen hin mit Chausseen ausgestattet: nach Jaffa und Jericho, Hebron und Nabulus.

Die Verkehrssicherheit ließ im Altertum wohl zu manchen Zeiten und an manchen Orten zu wünschen übrig. Gewisse Gegenden waren zwar mehr wegen ihrer natürlichen Unwirtlichkeit verrufen, wie z. B. die Steppe im Süden von Juda, nach Ägypten hin, vgl. Jes. 30, 6 ff., Jer. 2, 6, 5 Mose 8, 15. Wiederholt hören wir aber auch von Wegelagerern, wie z. B. in der Gegend von Sichem, vgl. Richt. 9, 25, Hos. 6, 9. Auch war zur Zeit der Rückkehr der Exulanten aus Babylon die Umgegend von Jerusalem nicht geheuer, vgl. Sach. 8, 10. Auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho trieben noch zur Zeit Jesu Räuber ihr Unwesen, vgl. Luk. 10, 30 ff.

In dieser Hinsicht ist heute ein wesentlicher Schritt zum Besseren getan. Wenn der Reisende auf ostjordanischem Gebiete vielleicht noch hin und wieder ein geringfügiges Abenteuer erlebt, etwa, daß ihm über Nacht eines seiner Reittiere gestohlen wird, so ist er doch im Westjordanlande an vielen Stellen nicht viel weniger sicher als bei uns. Daß den von Jerusalem nach Jericho fahrenden Touristen noch gegenwärtig vom Hotelier ein „Beduine" zum „Schutze" mitgegeben wird, hat seinen Grund nicht in der Unsicherheit der Gegend, sondern in dem Satze: „Eine Hand wäscht die andere." Der „Beduine" schafft dem Hotelier das Wildbret. Ein Extraentgelt dafür ist dieser Beschützerposten, den der Tourist natürlich teuer bezahlen muß. Angesichts der erwähnten Schwierigkeiten erschienen der Schutz des Fremden und die Gastlichkeit doppelt geboten: sowohl aus eignem Interesse, um den internationalen Verkehr und seine Vorteile zu genießen, wie auch aus humanitären Rücksichten.

Das alttestamentliche Vorbild eines gastfreundlichen Mannes ist wohl Hiob, vgl. 31, 32: „Der Fremdling durfte nicht im Freien übernachten, meine Tür öffnet' ich dem Wanderer." Auch Lot ist bereit, zum Schutze seiner Gäste das größte Opfer zu bringen, 1. Mose 19, 8. Aber wo immer soziale Einrichtungen nur auf den guten Willen des einzelnen gestellt sind, darf man sich nicht wundern, wenn sie bisweilen durch menschliche Leidenschaft unterdrückt werden. So weiß auch die Bibel von ungastlichen Leuten.

Unerhört ist die Tat der Jael, vgl. Richt. 4, 17 ff., 5, 24 ff. Der Feind Israels, Sisera, kommt, aus der Feldschlacht fliehend, am Zelte der Jael, des Weibes des Keniters Heber, vorüber. „Kehre ein, o Herr, du hast nichts zu fürchten," so ladet sie ihn ein. Der eintretende erschöpfte Mann bittet um Wasser. Sie öffnet den Milchschlauch und reicht ihm dar. Er trinkt, und da er sich im Frieden des Zeltes sicher glaubt, läßt er sich vom Schlafe übermannen. Leise tritt sie heran und bohrt einen Zeltpflock in seine Schläfe. Das Deboralied verherrlicht diese Tat: „Gepriesen vor allen Weibern sei Jael, das Weib Hebers, des Keniters, vor allen Weibern im Zelte sei sie gepriesen." Hier ist es politischer Fanatismus, der die Gastfreundschaft unterdrückt. — Nabal, der reiche Herdenbesitzer, macht sich dadurch mißliebig, daß er die Leute Davids, welche sich im Auftrage ihres Herrn bei seinem (Nabals) Feste selbst zu Gaste bitten, barsch abweist, obgleich sie seine eigenen Hirten zu Zeugen nehmen, daß sie von Nabals Herden nie ein Stück gestohlen haben. Hier wird der Geiz unserer Sitte gefährlich. Bekannt endlich ist der Unwille der Jünger, Luk. 9, 54, über die Bewohner jenes samaritanischen Marktes; sie verweigern dem Heiland die Aufnahme, weil er nach dem

verhaßten Jerusalem reist. Hier überwältigt religiöser Fanatismus die Gastlichkeit.

Diesen Fällen gegenüber mögen einige Nachrichten die Sitte der Gastfreundschaft in ihren Einzelheiten illustrieren. Das Richterbuch, c. 19, erzählt: Ein Levit vom Gebirge Ephraim bricht am Spätnachmittag mit seiner Nebenfrau, einer Bethlehemitin, zu Esel von Bethlehem auf. Ein Diener begleitet sie. Nach einer Stunde etwa kommen sie an Jerusalem vorüber. Da es dem Leviten nicht zusagt, in der Jebusiterstadt zu übernachten, reiten sie weiter und sind etwa nach Verlauf einer guten Stunde in Gibea, dem heutigen tellel-fūl, als gerade die Sonne untergeht. Sie halten auf dem freien Platz der Stadt. Aber da ist zunächst niemand, der sie zum Übernachten in sein Haus aufgenommen hätte. Nach einiger Zeit erscheint ein alter Mann, der von der Feldarbeit heimkehrt. Als dieser sie erblickt, fragt er den Leviten: Wohin gehst du, und woher kommst du? — der antwortet: Ich bin auf der Durchreise von Bethlehem nach dem Gebirge Ephraim. Dort bin ich zu Hause. Wir haben Stroh sowohl wie Futter für unsere Esel, desgleichen Brot und Wein für mich und deine Magd und für unsern Diener. Es fehlt deinen Sklaven an nichts. Darauf der Alte: Willkommen! Falls euch noch irgend etwas gebricht, so laßt das meine Sorge sein. Keinesfalls dürft ihr im Freien übernachten. Hierauf führt er sie in sein Haus und gibt den Eseln Futter. Dann waschen sie ihre Füße, essen und trinken. Aus dem weiteren Verlauf der Erzählung sehen wir noch, daß der Hausherr um die Sicherheit seines Gastes im höchsten Maße bemüht ist. Es wäre ein „Frevel", wenn diesem ein Leid geschähe.

Einen andern Vorfall entnehmen wir der Patriarchengeschichte, 1. Mose 18: Abraham sitzt zur heißesten Zeit des Tages vor seinem Zelt, als er plötzlich drei Männer sich gegenüber bemerkt. Er errät die Absicht ihres Stehenbleibens: sie wollen von ihm eingeladen werden. Eilig läuft er ihnen entgegen, verneigt sich vor ihnen und sagt: Wenn ich Gnade gefunden habe in euren Augen, so geht doch nicht an eurem Sklaven vorüber. Man soll etwas Wasser bringen, damit ihr euch die Füße wascht; dann legt euch unter den Baum, und ich will euch einen Bissen Brot holen, daß ihr euch stärkt, dann mögt ihr weiter ziehn. Als sie seine Einladung annehmen, eilt Abraham in das Zelt zu Sara und heißt sie Brot backen. Alsdann läuft er zu den Rindern, holt ein zartes junges Tier und läßt es sogleich von dem Diener zubereiten. Dieses wie das Brot nebst dicker Milch und süßer Milch bringt er seinen Gästen und bedient sie unter dem Baum, während sie essen.

Zu diesen Beispielen einmal gewährter Gastfreundschaft ein solches einer ständigen, 2. Kön. 4: Elisa kommt nach Sunem und wird von einer reichen Frau aufgefordert, bei ihr zu speisen. So oft er nun in jenen Ort kommt, kehrt er dort ein, um zu essen. Darum sagt sie zu ihrem Manne: Ich merke, es ist ein heiliger Gottesmann, der da immer bei uns vorüberkommt. Laß uns doch ein kleines Obergemach aufmauern und ihm Bett, Tisch und Leuchter hineinsetzen, damit, wenn er zu uns kommt, er daselbst einkehre.

Fassen wir hiernach die einzelnen Momente in der Erweisung der Gastfreundschaft des näheren ins Auge. Da ist zunächst die Begrüßung. Auch nach den verhältnismäßig wenig zahl- und umfangreichen Angaben des alten Testamentes gewinnen wir doch den Eindruck, daß sich die ganze umständliche Feierlichkeit des heutigen Orientalen schon im Altertum betätigt hat. Abraham und Lot gehen ihren Gästen, sich bis zum Boden verneigend, entgegen. Dann folgt als Begrüßungswort ein Segenswunsch, schalōm, d. i. „Heil, Wohlergehen" sei dir; es entspricht genau dem noch heute üblichen sälām. Sicherlich wird diese Begrüßung, wie heute, mit bestimmten Gesten verbunden gewesen sein, von denen wir nur zufällig aus der Bibel nichts erfahren. Bei Bekannten war die Begrüßung von Umarmung und Kuß begleitet. Charakteristisch ist des weiteren, daß meist der Wirt, bisweilen auch der Gast, — der jeweilig als der Geringere sich empfindende — sich als Diener oder Knecht des andern bezeichnet. Vgl. dazu den oben zitierten Vers oder auch die Worte Lots, 1. Mose 19, 2: „Ach, meine Herren, kehrt doch ein in das Haus eures Knechtes."

Nicht nur der Gast, auch seine Begleiter und Tiere werden aufgenommen. Rebekka versichert dem Knecht Abrahams: Wir haben Stroh und Futter in Fülle. Ihr Bruder versorgt die Kamele damit und bringt Wasser zum Waschen der Füße für jenen und die Männer, die bei ihm sind. — Dem Gast wird wohl gewöhnlich auf dem flachen Dach des Hauses eine Lagerstätte bereitet worden sein; so tut es wenigstens Samuel, als er Saul bei sich aufnimmt, vgl. 1. Sam. 9, 25. Die Sunamitin baut dem Elisa ebendort ein Zimmer. Ein wesentlicher Punkt in der weiteren Fürsorge für den Ankömmling war die Fußwaschung, die im Altertum bei dem mangelhaften Schuhzeug und den staubigen Straßen unentbehrlich war. Darauf folgte die eigentliche Bewirtung, Essen und Trinken. Der Wirt läßt es sich nicht nehmen, das Beste herzugeben. Gewöhnlich wird ein Stück der Herde geschlachtet. Der Gast erhält einen Ehrenplatz und ein auserlesenes Stück, vgl. 1. Sam. 9, 22 ff. Will der Wirt seine Gäste besonders ehren, so ißt er nicht mit, sondern

wartet nur bei Tische auf und ißt, wenn seine Gäste fertig sind, es sei denn, daß diese ihn zum Mitessen auffordern. So tut es z. B. Abraham, und so ist es noch heute Brauch. Frauen nehmen niemals an der Mahlzeit teil. Sie erhalten nachher, was übrig bleibt.

Die Bedeutung des gemeinsamen, zwischen Wirt und Gast geteilten Mahles ist eine enorm soziale. Erstens tritt der Gast hierdurch in engste Beziehung zu seinem Wirt. Dieser ist verpflichtet, für ihn zu sorgen, ihn zu schützeu; kurz, ihn völlig als seinen Stammes- oder Volksgenossen anzusehen. Bei den Beduinen dauert der durch das gemeinsame Mahl begründete Schutz gewöhnlich dreieinhalb Tag. Wird ein bleibendes Schutzverhältnis gefordert, so wird es wohl niemals versagt. Und die Zusage des einzelnen bindet den ganzen Stamm. Zweitens aber ist bei dem Mahl, das für den Gast bereitet wird, jeder weitere als Teilnehmer willkommen. Es gilt als roh, dem Vorübergehenden, der sich selbst zu Gaste bittet, die Teilnahme an der betreffenden Mahlzeit zu verweigern. Wiederholt stellten sich, wenn wir bei unsrer Reise durch das alte Moab und Edom Mittagsrast hielten, in der Nähe weidende Hirten zur Teilnahme ein. Es wäre sehr häßlich gewesen, hätten wir ihnen nichts abgegeben, zumal diese bedürfnislosen Menschen mit dem Geringsten zufrieden sind. Dem scheidenden Gaste gibt endlich der Wirt noch eine Strecke weit das Geleit, wie es z. B. Abraham tut.

Je mehr der Handelsverkehr zunahm und die Zahl der Reisenden wuchs, desto mehr trat infolge der Überlastung die Privatgastfreundschaft zurück, und die Herbergen kamen auf. Schon in der homerischen Zeit finden wir bei den Griechen die sog. les-chai, das sind „Gemeindehallen, welche als Wärme und Nachtquartier spendende Herbergen für das gemeine Volk angesehen wurden". Das Wort und demgemäß auch die Sache sind semitisch. Mit Recht dürfen wir annehmen, daß die ganze Institution aus dem Orient zu den Griechen gekommen ist, dürfen sie also auch für das Land der Bibel in ziemlich früher Zeit voraussetzen. Zufällig erwähnt Altes wie Neues Testament in Bethlehem ein derartiges Nachtquartier Jer. 41, 17 nach dem Untergang Jerusalems und Luk. 2, 7 bei Christi Geburt.[1]) Was die sonst in der Bibel erwähnten „Herbergen" betrifft, so zeigt deren Lage, daß sie aus einem für das Land eigenartigen Bedürfnis hervorgegangen sind; nicht so sehr die Größe des Verkehrs, als die unwirtlichen Gegenden, welche dieser Verkehr zu überwinden hatte, rief sie ins Leben. Wir finden sie hoch oben im Gebirge

---

[1]) Hiermit soll natürlich nicht gesagt werden, daß das alt- und das neutestamentliche Nachtquartier ebendasselbe ist.

und vornehmlich am Rande der Wüste. Es sind diese „Herbergen“ Chane oder Karawansereien. Sie bestehen in der Hauptsache aus einem großen umfriedeten Hof. Ihr wichtigstes Requisit ist eine mächtige Zisterne. Natürlich liegt eine solche Herberge nicht herrenlos da. Sie hat einen Besitzer, für den sie Erwerbsquelle ist; ein solcher begegnet uns in der Geschichte vom barmherzigen Samariter, Luk. 10, 34.

Um den Menschen und Tieren einer Karawane in der Umfriedung der Herberge Sicherheit und Ruhe zu gewähren, waren sie angelegt. Will man sie „öde und ungastlich“ nennen, so darf man das nur in dem Sinne tun, daß ihnen fehlte, was wir Komfort nennen. Sie boten nur eben Unterkunft. Bett und Proviant für sich und seine Tiere, so beneidenswert wenig der orientalische Reisende davon braucht, führte er ja selber mit sich. So waren sie also durchaus ein Ort der Erquickung für die Einkehrenden. Hier waren sie der scharfen Nachtwachen im Freien überhoben. Vor allem finden wir sie in der Wüste, wie 1. Mose 42, 27, 43, 21; 2. Mose 4, 24. Vgl. auch noch Jer. 9, 1 und Luk. 10, 34. Auf einer Paßhöhe des Libanon liegt die in 2. Kön. 19, 23 genannte.

Chane gibt es noch heute; sie sind unentbehrlich. Von europäischen Reisenden werden sie ängstlich gemieden wegen der schrecklichen Ungezieferplage. Läuse, Flöhe und Wanzen verrichten dort ihre dunkle und blutige Arbeit. Allerdings — es mag gleich hier gesagt werden — diese Plagegeister sind die unvermeidliche Zugabe wohl so ziemlich jeden Nachtquartiers, das orientalische Gastfreundschaft gewährt. Neben den Chanen erscheint heute als Herberge die in jedem Dorf vorhandene meḍâfe, in welche die Reisenden aufgenommen und meist auf Kosten des Dorfschechs verpflegt werden. Außerdem gibt es in einzelnen Städten, von Muslimen und Juden gehalten, Hotels. Lucanda ist der dem Italienischen entlehnte Name für ein solches. Diesmal sind umgekehrt, als wie bei den les-chai, Wort und Sache vom Okzident zum Orient gewandert. Sie bieten zuweilen nicht viel mehr als die meḍâfe, d. h. die vier kahlen Wände. Ein Bett und Beköstigung kann man meist haben; doch glücklich der, welcher beides oder wenigstens das erstere entbehren kann. Zudem existieren jetzt in allen größeren Städten, wie Jerusalem, Beirut, Damaskus, Jaffa, Haifa, Tiberias, europäische, vielfach sogar deutsche Hotels, wo der Tourist den von ihm ungern entbehrten Komfort der Kultur für schweres Geld zu finden vermag. Nicht unerwähnt darf endlich in diesem Zusammenhang die Gastlichkeit der christlichen Klöster bleiben.

Die Berichte neuerer Reisenden und eigene Erfahrungen lehren, daß die Gastfreundschaft auch gegenwärtig noch eine im Orient vielfach gern

geübte Tugend ist. Zwar wird sie hier und da, wie zu allen Zeiten, durch Fanatismus unterdrückt. So gelten die Leute von Nabulus und Hebron als fanatisch und gegen Europäer ungastlich; im Dorfe dscheba' bei Jerusalem wurden wir von der lieben Jugend mit Steinwürfen begrüßt. Aber Jugend hat keine Tugend, und jene vorhergenannten Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Einige Beispiele mögen dies bezeugen: So erzählt Ulrich Jasper Seetzen vom 16. März 1806: „Die Einwohner von es-salt sind außerordentlich gastfrei und machen sich eine Ehre daraus, einen Fremden zu bewirten. Heute abend speisten wir bei dem vornehmen Schech der Christen Reis mit Öl (Fastenzeit). Er wartete seinen Gästen selber auf, reichte ihnen Wasser zum Trinken und Händewaschen und aß erst nach ihnen." Derselbe Reisende kam am 23. Januar 1807 in ein Beduinenzelt südlich vom wādi-l-mōdschib und berichtet: „Unser Wirt war die Freundlichkeit und Gastfreiheit selbst. Ein treffliches Gericht wurde uns vorgesetzt, welches aus frischem Brot bestand, das mit süßer Milch durchknetet und mit wohlschmeckender Butter übergossen war. Zur Vergeltung dafür wurde ich der Arzt der Kinder des guten Beduinen."

Johann Ludwig Burckhardt schreibt unterm 15. Juli 1802: „Als ich in das Quartier der griechisch-katholischen Christen in Kerak eintritt, sah ich mich von mehreren dieser gastfreien Leute umgeben, die sogleich mein Pferd beim Zaum faßten und von denen jeder dringend bat, daß ich bei ihm wohnen möchte. Ich folgte dem einen, und die ganze Nachbarschaft versammelte sich gar bald, um an dem Schafe, das man meiner Ankunft zu Ehren geschlachtet hatte, teil zu nehmen; und noch hatte keiner gefragt, wer ich wäre und wohin ich ginge. Burckhardt fährt fort: „Ich änderte während der 20 Tage in Kerak fast täglich meine Wohnung, um den drängenden Einladungen seiner gastfreien Einwohner zu genügen." Weiterhin bemerkt er noch: „Diese Gastfreiheit läßt keinen Wohlstand aufkommen. Manche schlachten jeden dritten Tag eine Ziege, um Gastfreiheit zu üben. Es gibt 8 Medafen in Kerak, 6 gehören den Muslims, 2 den Christen. Je mehr jemand für seine Gäste ausgibt, desto größer ist sein Ansehen und sein Einfluß. Die wenigen Familien, die ein entgegengesetztes Betragen beobachten, werden von allen andern verachtet. Butter zu verkaufen oder zu vertauschen gilt als schamlos. Butterverkäufer gilt als größtes Schimpfwort. Solcher Menschen Töchter oder Schwestern bleiben unverheiratet."

Es hat sich an den Formen der Gastfreundschaft wohl einzelnes geändert. So ist heute die Fußwaschung in Fortfall gekommen. Eduard Robinson erwähnt sie am 3. Juni 1838 als ein Unikum, das ihm bei

dem amerikanischen Konsularagenten in Ramle, einem Armenier, begegnete: „Wir wurden in das Oberzimmer geführt, einen luftigen Saal auf dem Dach des Hauses. Es wurde uns Limonade, dann Kaffee gereicht, dann wurde uns eine Fußwaschung angeboten. Eine nubische Sklavin brachte Wasser, das sie über einem großen flachen Becken von überzinntem Kupfer auf unsre Füße goß, indem sie vor uns niederkniete, dieselben mit ihren Händen rieb und mit einer Serviette abtrocknete.“

Anderseits spielt heute selbst im entlegensten Beduinenzelt beim Empfang von Gästen der Kaffee eine hervorragende Rolle. Im Lande Moab, unfern der Mosesquellen, sahen wir das Grabmal eines Schechs. An demselben war des Verstorbenen hervorragendste Tugend, die Gastfreiheit, bildlich zur Darstellung gebracht. Es waren nämlich alle Requisiten zur Herstellung eines guten Kaffees abgebildet. Einer meiner Gastfreunde sagte zu mir: „Und wenn ich für dich ein Kamel geschlachtet hätte, und hätte dir keinen Kaffee vorgesetzt, so wäre es keine rechte Bewirtung!“

Vielfach vor den Augen des Gastes wird das Getränk hergestellt. Der Wirt selbst verrichtet diese Arbeit. In einem großen eisernen Löffel röstet er die Bohnen und zerstößt sie ganz fein in einem hölzernen Mörser. Jeder Beduinenstamm hat einen eignen Rhythmus, nach dem er die Kaffeebohnen stampft. Alsdann wird das Pulver mit Wasser aufgekocht. Bei den Beduinen wird Kardamom in dieses Wasser getan, wodurch der Kaffee einen besonders schönen Geschmack erhält. Von dem fertigen Getränk kostet der Hausherr und überzeugt sich von der Güte desselben. Darauf gießt er seinem Gaste und sich selbst ein.

Es kann nicht geleugnet werden, daß große Gastlichkeit schon manchen wohlsituierten Dorfschech ruiniert hat; aber die liebe Eitelkeit gestattet es ihnen nicht, zur rechten Zeit auf die Würde und Bürde der Schechstellung zu verzichten. So hängt sich auch an diese schöne Tugend nicht selten menschliche Schwäche. Noch weniger schön aber ist es, wenn sich mit ihr gemeine Gewinnsucht verbindet. Gar nicht wenig wird heute Gastfreundschaft geübt, damit der Gast — natürlich der europäische — nachher ein beträchtliches Geldgeschenk als Bezahlung zurückläßt.

Überhaupt haben an den großen Touristenstraßen, wo von Jahr zu Jahr mehr Europäer und Amerikaner das Land durchziehen, die Einwohner längst gelernt, sich jede Sache und jeden Dienst bezahlen zu lassen und sind in ihren Forderungen manchmal geradezu kindlich. Diese Beobachtung hat Eduard Robinson schon im Jahre 1838 gemacht. Sie drängt sich heute noch in weit stärkerem Maße auf. Man darf mit Fug be-

haupten, da wo der Strom der abendländischen Touristen vorübergeht, hört die orientalische Gastfreundschaft nach und nach auf.

So zerstört die Kultur auf dem Wege des internationalen Verkehrs wieder, was sie einst durch ihn ins Leben gerufen; das Gefühl der Humanität aber sucht und findet in ihrem Gefolge andre Gebiete, auf denen es sich auszuwirken vermag.





6. Israelitische und altarabische Trauergebräuche.

Von Lic. theol. W. Frankenberg, Pfarrer in Luisendorf bei Kassel.

Die israelitischen und altarabischen Trauergebräuche haben das größte Interesse für jeden, der sich mit der Geschichte der Gottesvorstellungen beschäftigt; denn in den üblichen Trauerriten werden, wie kaum auf einem andren Lebensgebiete der Menschen, die religiösen Vorstellungen von der Gottheit greifbar. Wie man sich Gott denkt, was man von ihm fürchtet und erwartet, kommt in ihnen zum klaren Ausdruck. Die Betrachtung und Deutung dieser bekannten, seit den ältesten Zeiten feststehenden Formen ist deshalb auch der Schlüssel zur Erklärung vieler uns sonst unverständlichen kultischen Handlungen, mit denen sie innerlich verwandt sind. — Wenn wir von Trauergebräuchen reden, denken wir zunächst an die Trauer um einen Toten. Wir betrachten deshalb zunächst die Gebräuche, die bei einem Todesfall üblich sind. Ausdrücklich bemerke ich, daß ich aus der Fülle des Stoffes nur das Typische herausgreife und absichtlich alles weglasse, was spezifisch christlich oder mohammedanisch ist.

Sobald der Tod eingetreten ist, reißen die Angehörigen das Kleid, das sie gerade anhaben, von oben an ein. Das Kleid wird nicht etwa regellos zerfetzt, sondern man ergreift es über der Brust und macht einen Riß in der Längsrichtung. Je größer die Trauer, desto größer der Riß, und bei besonders schweren Fällen reißt man das ganze Kleid durch von oben bis unten, bis auf den durch allerlei Aberglauben besonders ängstlich gehüteten Saum des Gewandes; so, und nicht auf die gewöhnliche sinnlose Art ist z. B. das Zerreißen des Vorhangs im Tempel bei Jesu Tode zu erklären. Dabei erhebt man laute Weherufe, die gellend den Nachbarn den Trauerfall künden: o welcher Jammer, ach welcher Verlust, o mein Geliebter usw. Man ruft den Toten, gibt ihm allerhand Schmeichel- und Ehrennamen. Die Frauen schlagen sich Brust und Ge-

sicht mit den Händen, wohl auch mit den ausgezogenen Sandalen, man kratzt sich die Wangen blutig, ritzt sich die Arme, rauft sich die gelösten Haare und streut Erde und Asche (Schmutz) auf sein Haupt. Die Männer raufen sich den Bart, gehen ebenfalls barfuß, werfen wohl auch im Affekte die Kopfbedeckung zur Erde. Muhammed hat diese allzu temperamentvollen Züge verboten, aber die Sitte ist trotzdem geblieben. Die etwa nicht anwesenden Angehörigen werden durch einen Boten, der alle Zeichen der Trauer an sich trägt, von dem Vorfall benachrichtigt. Sobald sie die Kunde vernommen haben, richten sie sich ebenso zu wie die andern. Im Trauerhause haben sich währenddem die Verwandten, besonders die weiblichen Glieder derselben, nebst allen Freunden und Nachbarn versammelt. Es beginnt von neuem eine große Klage um den Toten, die hauptsächlich in der Aufzählung seiner Tugenden und der Hervorhebung des unersetzlichen Verlustes besteht, den Familie und Gemeinde erlitten haben. „Nach dir ist mir alles einerlei, jetzt mag das Schicksal mit mir machen, was es will, ach, daß doch dieser und jener an deiner Stelle wäre, aber so ist's immer, die Besten wählt sich das Geschick, o enges Grab, wie kannst du nur die Fülle seiner Freigebigkeit, den Reichtum seiner Tugenden fassen!" — So und ähnlich sind die Gedanken, die in den klassischen Totenklagen oft schon recht rhetorisch immer wiederkehren.

Was bei den Hebräern speziell im Trauerhause geschah, wissen wir nicht, wir dürfen uns den Vorgang wohl nach der arabischen Analogie vorstellen. Die Leiche wird nach alter Sitte — wahrscheinlich ohne Unterschied des Geschlechtes — von darin erfahrenen alten Frauen gewaschen und durch eine sehr primitive Art von Einbalsamierung vor allzuschneller Verwesung geschützt. Dann wird sie in die Laken eingewickelt und mitten im Zimmer aufgebahrt. Die Frauen bilden einen Ring um den Toten und drehen sich unter eigentümlich schwebenden Bewegungen um ihn im Kreise. Immer wilder werden die Bewegungen, immer heftiger die Schläge, immer schneller und lauter die Rufe, immer orgiastischer die Stimmung — und mitten in diesen wilden Wogen aufs höchste gesteigerten Lebens ruht der Tote, still, schweigsam, ungerührt, etwa die Wasserpfeife neben sich und die Spitze am Munde, ein Bild der erschütterndsten Gegensätze, das ich nie vergessen werde. Endlich zieht die Ermüdung die Rasenden an die Seite des Stillen. Sie sitzen um ihn, die Liebsten ihm zunächst, und schöpfen unter leiseren Klagen Kraft zu neuen Anstrengungen, bis die Flut der Erregung wieder steigt und das, was im Innern lebt, wie glühende Lava von neuem überquillt. So geht's fort, oft die ganze Nacht hindurch, bis zum Begräbnis. Vor dem Toten gehen, wenigstens im Alten Testament, die Leidtragenden, barfuß, das Haupt verhüllt, im saḳ. Am Grab wird

nochmals eine Klage veranstaltet; auch ein gemeinschaftliches Mahl, an dem der Tote fingiert teilnimmt, wird in den arabischen Quellen manchmal erwähnt, man ruft dem Toten ein tröstliches „Du bist nicht fern von uns" zu und kehrt dann nach Hause zurück.

Die Verwandten finden sich bei den Leidtragenden ein, kochen für sie oder bringen Speise für sie mit. Die Leidtragenden weigern sich zu essen, aber schließlich lassen sie sich doch zureden. Unter allerlei Trostworten, deren Inhalt in Wünschen für ihr Leben besteht und in das *ἔρρωσθι, οὐδεὶς ἀθάνατος* der heidnischen Grabinschriften sich zusammenfassen läßt, reichen ihnen die anderen Brot und Wein (resp. Speise und Kaffee). Es folgt nun eine stillere Trauerzeit von etwa 7—40 Tagen, die durch allmählich seltener werdende Besuche am Grab des Toten ausgefüllt ist. Bei inniger Trauer schlägt man wohl ein Zelt auf dem Grabe auf oder errichtet eine weißgetünchte, weithin leuchtende Kuppel über demselben. Auch Kenotaphien kommen, wenn auch selten, schon in alter Zeit vor.

In der Trauerzeit hält man sich von allen Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens fern. Man besucht keine Gesellschaft, man ißt so wenig wie möglich, trinkt keinen Wein, geht nicht ins Bad, wäscht sich kaum, salbt sich nicht mit Öl, läßt Haar und Bart wild wachsen und säubert sich nicht von Ungeziefer. Man schor sich in alter Zeit eine Glatze über die Stirn, man schnitt sich einen solchen Teil der Haare, auf den man besonders stolz war, etwa die Stirnlocke, ab, und legte sie dem Toten, wenigstens in der späteren Zeit, auf das Grab. Die Weiber ließen ihre Haare im Winde lose flattern, was sonst als unanständig galt, oder schnitten ihre Zöpfe ab und legten sie auf das Grab besonders geehrter Toten. War die Trauer zu Ende, so erfolgte eine gründliche Generalreinigung und bei den Hebräern außerdem noch ein Reinigungsopfer; damit tritt der Leidtragende wieder in die Kultgemeinde ein.

Wir wollen zur Übersicht die im vorigen kurz erwähnten Trauergebräuche in drei Arten teilen. Die erste Art enthält solche Gebräuche die in der Veränderung der Kleider zum Ausdruck kommen, die zweite Art Riten, die am Körper unmittelbar vollzogen werden, wie Schlagen und Verstümmeln, die dritte Art Sitten, die sich als Veränderungen der ganzen Lebensweise auffassen lassen.

Das deutlichste Zeichen der Trauer sind die zerrissenen Kleider. Das Abreißen alles Schmuckes und das Zerreißen des Gewandes ist ein für alle Hebräer und Araber unmißverständliches Zeichen der Trauer. Neben diese Sitte tritt bei den Hebräern noch eine bestimmte Trauerkleidung, der sogenannte saḳ. Er wird nach dem Alten Testament um die Lenden gegürtet oder auch gelegt und kann gleicherweise als Obergewand wie

als Untergewand gebraucht werden. Er scheint nichts anders gewesen zu sein als ein Stück grobes, und zwar dunkles Tuch ohne besonderen Schnitt, weil es nie unter der Artbezeichnung „Kleid“ erscheint. Man kann es nämlich auch als Unterlage gebrauchen, auf der der Leidtragende sitzt. So sitzen z. B. im Buch Esther die von der Vernichtung bedrohten Juden klagend auf dem saḳ in der Asche, nicht etwa in saḳ und Asche! In einem arabischen Gedichte las ich: „Seine — des Toten — Töchter legten sich in weichen Gewändern und standen in rauhhaarigen auf“, d. h. der Verlust traf sie über Nacht. Da scheint ein ähnliches Kleidungsstück gemeint zu sein wie der hebräische saḳ. Zur Illustrierung des saḳ dient vielleicht auch was der größte arabische Reisende Ibn Batuta mitteilt über die Trauergebräuche beim Tode eines Fürstensohnes im persischen Iraq. Als er in den von allen Teppichen entblößten Saal eintrat, fand er die Anwesenden bekleidet mit ganz groben und rauhen Baumwollkleidern, an denen nichts genäht war. Der tiefbetrübte Vater saß abseits auf einer Art Erhöhung und trug ein Gewand oder Umschlagtuch aus haariger Wolle wie Filz, wie es, fügt der Autor hinzu, an regnerischen Wintertagen oder auf der Reise die ärmsten Leute zu tragen pflegen. Neben dem saḳ gibt es übrigens noch besondere Trauer- und Witwenkleider. In der Trauer zieht man allgemein die Schuhe aus und geht barfuß.

Bei besonders schmerzlichen Fällen riß man sich wohl gar ganz die Kleider vom Leib und zeigte sich nackt vor der Gottheit. Es ist zwar nicht nötig, daß das hebräische ʿārōm dies bedeute, aber wir haben anderseits geschichtliche Beweise für diese Sitte. Als Amr ibn ettufail im Lande der Salul gestorben war, brachte eine schlanke Salulitin, die sich halb entblößt hatte, den Seinen die Trauerkunde. Ein Bote, der eine Trauerkunde oder eine drohende Gefahr meldet, schneidet wohl seinem Kamel Ohr oder Nase ab und reitet ohne Kleider unter den Stamm, indem er ruft: „Ich bin der nackte Warner“. Noch heute soll, wie mir erzählt wurde, eine Mutter, deren Kind todkrank ist, entblößt und mit Erde auf dem Haupt beten. Wenn ein Weib ihrem Fluch oder ihrem Segen besonderen Nachdruck verleihen will, steigt sie nachts aufs Dach, entblößt im Angesicht des Sternenhimmels ihre Brust und segnet oder flucht so. Im scheinbaren Gegensatz zu dem Entblößen des Körpers oder gewisser Teile desselben steht das Verhüllen anderer. Als David aus Jerusalem floh, zog er verhüllten Hauptes seine Straße, und ebenso bedeckte er sein Gesicht bei der Nachricht vom Tode Absaloms.

Die zweite Art der Trauergebräuche können wir auffassen als solche, durch die der Leidtragende direkt auf den Körper einwirkt. Die Weiber, und im Alten Testament auch die Männer, schlagen sich die Brust, die

Arme, die Schenkel und die Hüften, bis das Blut über den Körper läuft; es kommt auch vor, daß man sich die Brust mit Steinen schlägt. Man streut sich Asche oder Erde auf das Haupt, wälzt sich im Schmutze des Düngerhaufens und schwärzt sich das Gesicht mit Kot oder heutzutage gewöhnlich mit Ruß. So bedeutet ḳādar, ein Ausdruck für Trauern im Alten Testament, ursprünglich nichts wie schmutzig sein. Die Frauen lassen ihr Haar frei fliegen oder schneiden es ab, jede Pflege des Körpers wird eingestellt. Das Entstellen des Antlitzes, das Jesus den Pharisäern vorwirft, gehört heutzutage noch zum feststehenden Apparat der Trauersitten. Damit kommen wir zur dritten Art der Gebräuche, die sich als eine Veränderung der ganzen Lebensweise, besonders im Essen und Trinken, auffassen läßt. Der von Gott Geschlagene oder Getroffene enthält sich gänzlich einer Reihe von Handlungen, die er in gewöhnlichem Zustande unbedenklich ausübt, er hütet sich Schmuck anzulegen und enthält sich möglichst des Essens und Trinkens. Wie unter einem Banne stehend bleibt er zu Hause, meidet die menschliche Gesellschaft, bleibt den gewohnten Zusammenkünften seiner Freunde fern, trinkt keinen Wein und meidet die eheliche Gemeinschaft. Nicht nur jede laute, nein, jede Äußerung der Freude ist ihm durch seinen Zustand verpönt. Es ist, als ob er jeden Augenblick den drohenden Blitz fürchtete und ängstlich alles meide, was das Schicksal auf ihn aufmerksam machen könnte.

Diese Trauergebräuche werden nun aber nicht nur da angewandt, wo auch nach unserem Empfinden Anlaß zur Trauer ist, sondern auch noch in vielen anderen Fällen, in denen wir von der Empfindung der Trauer aus ihre Anwendung unbegreiflich finden. Diese Tatsache ist außerordentlich wichtig, weil sie uns das rechte Verständnis für die sog. Trauergebräuche an die Hand gibt. Wenn Ruben seinen Bruder Joseph, den er retten will, nicht mehr in der Grube findet und darauf seine Kleider zerreißt, so verstehen wir das; wenn Jeftah beim Anblick seiner einzigen Tochter, die ahnungslos den siegreichen Helden begrüßt, die Kleider zerreißt in der Erinnerung an sein voreiliges Gelübde, dann können wir das nachempfinden. Seltsamer will es uns schon erscheinen, wenn der König Joram, von den Feinden in seiner Stadt Jerusalem belagert, Trauerkleider trägt, oder wenn Ahab, von den Drohungen Jahves erschüttert, dieselben Riten anwendet, die man bei einem Todesfall gebraucht. Fraglos kann es hier nicht die Empfindung, die uns beim Tode eines lieben Menschen erfüllt, sein, die den Ahab treibt. Nicht der Schmerz über erfahrenes Leid ist es, der in diesem Fall in den Trauerriten zum Ausdruck kommt, sondern die Furcht vor kommender Strafe. Ebensowenig liegt das Gefühl, das wir Trauer oder Herzeleid nennen, den Trauergebräuchen zugrunde, wenn etwa die

Diener Ahabs, die Futter holen sollten in der allgemeinen Dürre, mit verhülltem Haupte, leer, ohne etwas gefunden zu haben, zurückkommen. Nur durch eine ganz künstlich hergestellte Stufenleiter schwankender Empfindungen ist es möglich, auch in diesen Fällen die Trauer als Quelle dieser Gebräuche festzuhalten; wir werden gezwungen, eine andere Quelle dieser Gebräuche zu suchen, als das Gefühl, das wir mit Trauer meinen.

Dem Laien liegt es nahe, alle sogenannten Trauergebräuche als unwillkürliche pathologische Äußerungen des Schmerzes aufzufassen. Mag solche Deutung auch bei einigen dieser Riten möglich erscheinen, in den meisten Fällen versagt sie vollkommen. Das Sich wehe tun im Paroxismus des Schmerzes könnte man zur Not wohl als eine unwillkürliche pathologische Äußerung der Trauer gelten lassen, aber wie der Seelenschmerz jemanden dazu treiben soll, seine Sandalen auszuziehen oder sich das Haar zu scheren, sich das Gesicht schwarz zu machen oder sich halbnackt auszuziehen, warum der Schmerz, der doch gegen das Geschlecht gleichgültig ist, die Frau antreibt, sich zu entblößen, und den Mann, sich zu verhüllen, warum er sich bei dem einen zeigt im freien Flattern der Haare, bei dem andern im Scheren derselben — das sind Fragen, die auch der geistreichste Psychologe nicht beantworten kann. Tatsächlich ist auch die Erklärung der Trauergebräuche aus der allgemein menschlichen Empfindung des Schmerzes ziemlich allgemein aufgegeben. Ebenso unhaltbar ist die Anschauung, die Trauerzeichen wären symbolische Darstellungen der Regungen des Herzens! Als ob's nicht gerade umgekehrt wäre, als ob nicht jene bildlichen Ausdrücke der Sprache erst aus der Sitte gekommen wären! Dieser Erklärungsversuch führt zu geradezu lächerlichen Ergebnissen.

Man hat versucht, von andrer Seite Licht in die Sache zu bringen. Man hat auf Grund angeblicher Beobachtungen ähnlicher Gebräuche bei sogenannten Naturvölkern behauptet, die „Trauergebräuche" sollten dazu dienen, den Menschen vor der Gottheit unkenntlich zu machen, damit sie ihn nicht sieht und in ihrem Zorne nicht treffen kann. Gewiß soll man jede helfende Hand auf diesem dunklen Gebiete dankbar ergreifen. Aber man wird nachgerade die Entdeckungen der vergleichenden Religionsgeschichte auf dem Gebiet der „Naturvölker" so gut wie der alten Kulturvölker mit nicht unberechtigtem Mißtrauen aufnehmen müssen. Sehr oft gehen die Enthüllungen von solchen aus, die weder ihre Sprachkenntnisse noch ihre kritische Besonnenheit zu Urteilen befähigen. Jedenfalls wird niemand, der die Gottesvorstellung des Alten Testaments kennt, dieser Erklärung ernstlich zustimmen. Über die Vorstellung des Kindes, das sich die Decke über den Kopf zieht und sich so vor Gott geborgen wähnt, sind wir im Alten Testament längst hinaus, wenn überhaupt je einmal

diese Stufe der Entwicklung vorausgegangen ist. In den ältesten geschichtlichen Dokumenten erscheint die Gottheit bereits als ein ganz andres Wesen, als es nach jenen Fanatikern einer Entwicklung à tout prix aussehen müßte. Wir brauchen zur Erklärung der Trauergebräuche keine zweifelhafte Anleihen auf anderen Gebieten zu machen, da der ursprüngliche Sinn jener Gebräuche aus dem Alten Testament selbst mit genügender Klarheit hervorgeht.

Wir finden nämlich diese Gebräuche oft angewandt unter Verhältnissen, wo einerseits von Trauer gar nicht die Rede sein kann und anderseits über ihren ursprünglichen Sinn ein Zweifel nicht möglich ist. Der übermütige Sieger macht seiner Verachtung gegen den Feind dadurch Luft, daß er den Gefangenen etwa die Bärte schert, sie barfuß laufen läßt und sie ganz oder teilweise nackt vor sich her treibt. Als der König von Ammon gestorben war, schickt David Boten an seinen Sohn und Nachfolger, um nach der herkömmlichen Sitte ihn zu trösten und ihm zur Thronbesteigung zu gratulieren. Der mißtrauische Ammoniter hält die Boten für Spione und schickt sie mit geschorenen Bärten in einem unbeschreiblichen Aufzuge zurück. Die Geschändeten schämen sich so sehr, daß sie in Jericho bleiben, bis ihre Bärte wieder ehrlich und anständig aussehen. In dem Bart, in dem Kleide, in der Stirnlocke steckt gleichsam die Ehre des Mannes; daran tasten und ihn verunstalten ist die größte Schmach, die ihm widerfahren kann. Wenn einer die Stirnlocke eines andern ergreift und festhält, so bedeutet das bei den Arabern so viel, daß er sein Herr ist und mit ihm machen kann, was ihm beliebt. Im Antarromane wird unzähligemale berichtet, daß der Held den gefangenen Feinden, die in seine Hand gefallen sind, die Stirnlocke schert und sie dann laufen läßt, nachdem er so gleichsam sein Herrenrecht an ihnen dokumentiert hat. Auf eine schöne Stirnlocke ist man besonders stolz, schont und hütet sie wie seinen Augapfel; es hängt auch irgend ein Aberglaube an ihr, man redet von Menschen mit glücklicher und unglücklicher Stirnlocke.

Ich möchte die Aufmerksamkeit lenken auf eine kleine und bekannte Episode — sie ist durchaus nicht einzigartig — aus dem langjährigen Kampfe der heidnischen Stämme Bekr und Tagleb; sie wirft auf die Bedeutung dieser Gebräuche und ihren ursprünglichen Sinn ein helles Licht. Der Krieg entstand aus einer Blutrache. Die Banu Bekr sind mehrfach unterlegen und nahe dran, von den Tagleb ganz vernichtet zu werden. Da kam es zu einem entscheidenden Kampf am Tage von ḳaḍḍa. Dieser Tag heißt auch, sagt der Autor, der Tag, an dem man die Locken schor. Der ganze Stamm hatte sich nämlich die Locken geschoren außer Dschaḥdar ibn Dobēʿa; dschaḥdar heißt auf deutsch Zwerg. Als er

nämlich auch die Locken geschoren bekommen sollte, sagte er: ich bin ein Knirps und habe nichts Ansehnliches an mir außer meinen schönen Locken; drum schändet mich nicht, daß ihr mir das Haupt schert, ich will meine Locken einlösen durch den Tod des ersten Feindes, der mir entgegentritt. Das tat er auch und dichtete zur Erinnerung diesen redschez:

Es stürmten auf mich ein die feindlichen Reiter dichtgedrängt,
Wenn ich ihnen nicht stehe, dann schert mir die Locken!

Als siegreicher Held aus dem Kampfe zurückgekehrt, dichtete er also:

Fragt doch nach uns den, der unsre Heldenkraft kennen gelernt hat am Tag der Lockenschur, am Tage, da die Schönen in Angst und Not das Bein entblößten!

Im Kampfe nimmt er den Führer der Feinde gefangen und verspricht ihm, ohne ihn zu kennen, das Leben. Später bereut er sein Versprechen, kann aber nicht davon los, schert ihm die Stirnlocke und läßt ihn so laufen.

Wenn solche Gebräuche an den Gefangenen von den Siegern vollzogen werden, ist ihre Deutung doch ohne Zweifel. Es sind die natürlichsten und urwüchsigsten Gefühle des Hasses und der Schadenfreude, die darin zum Ausdruck kommen. Das, was man, weil es auch — vielleicht in der Literatur zumeist — in wirklichen Trauerfällen zur Anwendung kommt, ganz mißverständlich „Trauergebräuche“ nennt, sind in erster Linie Entehrungen, und von diesem Begriff, nicht von dem der Trauer, muß man ausgehen, wenn man sie verstehen will. Wenn man also sich selbst so zurichtet, kann das nur in der Absicht geschehen, sich jämmerlich und erbarmungswürdig zu machen in den Augen anderer und dadurch auf sie einzuwirken. Das, was wir „Trauergebräuche“ nennen, sind in Wirklichkeit nichts anderes als Mittel, um in gefährlichen Lagen den, der unsere Geschicke in der Hand hat, zu beeinflussen. Krankheit und Sterben, Hunger und Seuchen, Pest und Kriegesnot sind Kundgebungen des göttlichen Zornes. In solchen erschütternden Ereignissen, die den einzelnen vernichten und das ganze Volk bedrohen, spürt man zitternd die furchtbare Nähe des Gewaltigen. In solchen schweren Notzeiten geht Jahve, wie das Alte Testament sagt, durch sein Volk hindurch. Da sucht man durch dieselben Mittel, wie bei den Machthabern dieser Erde, durch Selbstdemütigung und tiefste Erniedrigung seine Gnade zu erwerben und den zu weiterem Schlage ausholenden Arm abzuwehren.

Diese Deutung wird durch die Texte vollauf bestätigt, einige Beispiele mögen genügen. Benhadad von Aram ist nach der unglücklichen Schlacht bei Afek besiegt in die Stadt geflohen. Er kann sich aber nicht halten und muß sich dem siegreichen König Ahab ergeben. Er legt den saḳ an, bindet sich Stricke um den Kopf und ergibt sich so dem Sieger.

Warum er in solchem Aufzuge vor Ahab erscheint, ist im Text deutlich gesagt: er will durch seine klägliche Erscheinung das Herz des Siegers rühren, was ihm auch gelingt.

Der Strick um den Kopf, der den Erklärern viel Kopfzerbrechen gemacht hat, begegnet uns auch sonst. So erzählt Barhebräus in der syrischen Chronik, daß der Aufrührer Dobbais gebunden, den Strick um den Kopf, dem abbasidischen Khalifen übergeben wurde; damit soll gesagt sein: wenn du mich erdrosseln willst, sieh, es ist alles bereit, mach mit deinem Knechte was du willst.

Eben so zweifellos ist der Sinn des Trauerritus in einem anderen Falle angegeben. Das Söhnchen Davids von der Bathseba ist todkrank, David fleht zu Gott um Gnade für sein Kind, er fastet, salbt sich nicht, legt sich nicht zu Bett, sondern schläft auf der harten Erde. Warum er das tut, sagt er seinen Dienern selbst: ich fastete und weinte, weil ich dachte, vielleicht läßt sich Gott bewegen und läßt das Kind am Leben. „Warum haben wir gefastet und du gabst nichts darauf, warum haben wir uns Entbehrungen auferlegt und uns jämmerlich gestellt und du achtetest nicht darauf?" — fragte das Volk bei dem Propheten Jesaja den Herrn. Die Stelle sagt genug und ist für das Verständnis entscheidend. Die Trauergebräuche sind nichts wie Mittel, um in der Stunde der Not und der Gefahr auf Gott zu wirken. Die jämmerlichen Selbstdemütigungen des Menschen sollen ihm zu Herzen gehen, daß er von seinem Zorne ablasse. Während die Modernen an der Deutung der Trauergebräuche herumraten, hat schon der alte Plutarch den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er schreibt: „Das Charakteristische an den Trauergebräuchen ist, daß sie dem, was gewöhnlich Sitte und Anstand vorschreiben, grade entgegengesetzt sind. Und da nun der Anstand vorschreibt, daß die Frauen verhüllt und die Männer unverhüllt sich zeigen, so ist es in Rom Sitte, daß bei Leichenbegängnissen die Söhne sich verhüllen, die Töchter dagegen barhäuptig mit flatternden Haaren hinter der Leiche hergehen.

Am ausführlichsten sind diese Gedanken ausgesprochen in dem Traktat Taanith der Mischna. Die Gebräuche, die wir wenig geschickt Trauergebräuche nennen, sind in den Namen taʿ(a)nît, d. h. Kasteiung, Selbstquälung, treffend zusammengefaßt. Die taʿ(a)nît wird angewandt in allen großen Kalamitäten des Volkslebens, bei Hungersnot und Krieg, bei Krankheit und Sterben, besonders auch, wenn der Winterregen ausbleibt. Wenn es bis zum 17. Marcheschwan nicht geregnet hat, beginnen einzelne damit. Sie essen und trinken erst mit Einbruch der Dunkelheit, dürfen aber ihre Hantierung weiter treiben, sich waschen und sich salben, die Schuhe anziehen und zur Frau gehen. Regnet es noch nicht, dann be-

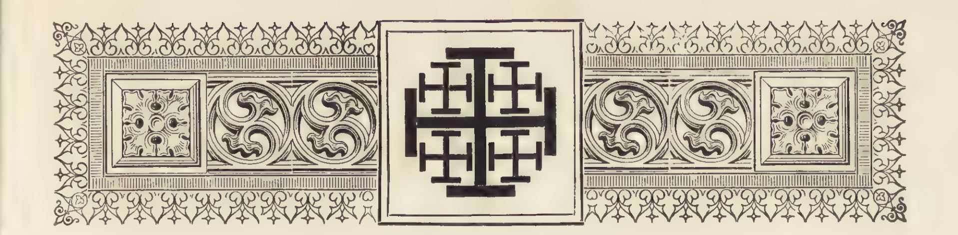
stimmt die geistliche Obrigkeit eine allgemeine ta'(a)nīt von drei Tagen. Man darf erst mit Einbruch der Nacht essen und trinken, die andern Lebensäußerungen sind aber alle noch erlaubt. Gehen auch diese Tage vorüber, ohne daß Gott auf die ta'(a)nīt seiner Gemeinde reagiert, so werden drei weitere allgemeine Fasten angesetzt: essen und trinken ist jetzt noch am Tage erlaubt, dagegen verboten ist das Handwerk, das sich Waschen und Salben, das Anziehen der Schuhe und die eheliche Gemeinschaft, außerdem schließt man die öffentlichen Bäder. Zieht auch das den Regen noch nicht herbei, so werden der Gemeinde sieben weitere Tage aufgelegt; zu den früheren Bestimmungen tritt verschärfend hinzu, daß man „Lärm" bläst mit den Lärmtrompeten und die Kaufläden schließt. Ist auch dies ohne Eindruck auf Gott, dann beschränkt man den geschäftlichen Verkehr, hört auf zu bauen und zu pflanzen; Verlobung und Hochzeit sind verpönt, man begrüßt sich nicht auf der Straße und geht geduckt wie unter einem Alp einher, als Menschen, sagt der Text charakteristisch, die von Gott gescholten worden sind und über die er zornig ist. Im zweiten Teil des Traktates wird dann berichtet, wie die ta'(a)nīt vor sich geht. Man bringt die Thora, den Schrein der heiligen Bücher, auf einen freien Platz und bestreut sie mit Staub und Asche; ebenso bestreuen sich die weltlichen und geistlichen Häupter der Gemeinde, man spricht vorgeschriebene Gebete, bläst mit den Trompeten zum Himmel usw. Es hat für uns kein Interesse, die Sache weiter zu verfolgen. Es ist deutlich, daß die sogenannten Trauergebräuche nichts sind wie Zwangsmittel, um den Willen der ungnädigen Gottheit günstig zu beeinflussen. Je länger der Regen ausbleibt, desto stärkere Mittel werden angewandt, desto stärker wird die Schraube angezogen, bis man schließlich gleichsam in einer ἱκεσία πάνδημος den Himmel zu stürmen versucht. Hier liegen die Wurzeln, aus denen die Trauergebräuche erwachsen sind, nackt zutage. Können wir vielleicht auch nicht alle Ästlein und Zweiglein in dieser üppigen Wildnis bis zu ihrer Herkunft verfolgen, — woraus die Hauptstämme gewachsen sind, ist völlig klar.

Ich hoffe nicht, daß mir zum Schluß jemand den Vorwurf macht, als ob nach dieser Erklärung der Trauerriten die Alten überhaupt keine rechte herzliche Trauer gekannt hätten. Dies tiefste und edelste menschliche Gefühl hat keine dokumentierte Geschichte und keine Entwicklung, es war zu allen Zeiten und an allen Orten da, wo nur immer der Mensch der Liebe, die im andren ihr eignes Leben sucht, fähig ist. Wenn dem alten Israeliten die „Wonne seiner Augen", sein Weib, vom Herzen genommen oder den Eltern ihr liebes Kind vom Tode entrissen wurde, dann haben sie das so tief und so stark gefühlt, wie nur die Besten unter uns. Die

echte Trauer hat sich Luft gemacht in der schmerzlichen Fähigkeit des Weinens, mit der die Natur uns Menschen bevorzugt hat, und in der weichen oder temperamentvollen Klage um den lieben Toten. Die oft abstoßenden Gebräuche der taʿ(a)nīt sind kein Niederschlag jener edelsten Regung des Menschenherzens. Die Gesinnung, die in den sogenannten Trauergebräuchen zum Ausdruck kommt, haben die Propheten, hat der, der mehr ist als die Propheten, zu allen Zeiten bekämpft; wo ihm aber echter menschlicher Schmerz entgegentrat, hat er sich freundlich voll Erbarmen zu dem Betrübten geneigt und seine Verheißung wahr gemacht: Selig sind die Leidtragenden, denn sie sollen getröstet werden.

Der unter Nr. 7 mitgeteilte Text enthält den Hergang einer Trauer mit den wichtigsten Sitten. Ich habe ihn in Lifta aufgezeichnet in der Woche zwischen unsren Landreisen, nachdem ich mir durch einen Bekannten vorher einen arabischen Text hatte zusammenstellen lassen, um gleichsam ein Gerippe zu haben. Ich traf es bei meinem Besuch in Lifta gut, insofern nur einige Frauen im Dorfe waren — die ganze übrige Einwohnerschaft war auf dem Nebi-Musafest. Zuerst wollten sie durchaus nicht mit der Sprache heraus; als ich ihnen aber klar machte, daß ich alles wisse und mir nichts geheim wäre und ihnen zu ihrer großen Überraschung einige Liedlein vorlas — da war der Bann gebrochen. Sie erzählten alles sich gegenseitig überbietend und machten mir sogar vor, wie sie beim Trauertanz von der Erde aufhüpfen (inuṭṭēn ʿan el-arḍ). Ich habe mich bemüht, den eigentümlichen Dialekt möglichst genau in der üblichen Transskription wiederzugeben. Leider ist man durch die leidige grammatische Rücksicht gezwungen, zusammengehörende Sprachganze zu zerreißen, sonst würde ich viel mehr Lautkomplexe gegeben haben, als ich es versucht habe. Zu der Übersetzung wäre noch manches zu sagen, was ich aus Rücksicht auf Raum und Zeit jetzt unterlassen muß.





7. Muslimische Totengebräuche.

Nach der Erzählung von Frauen aus Lifta bei Jerusalem aufgezeichnet von Pfarrer Lic. Frankenberg in Luisendorf.

Arabischer Text.[1])

Fi wágit mā jičūn insāne merīḏ ubigrab áǧaleh ubeddha rūḥeh tisʿad lillah uimūt bidūru-lḥāḏerīn čillhim jibču ulāčin bess ennisuān biṣāḥin baʿidēn ezzelām bimnaʿūhim ubugūlūlhim hāḏa íši ḥarām umā birḏāš allāh ubaʿidēn ennisuan bibuṭúlin iṣāḥin ubiṣírin ibčēn bess uilli bísmaʿu ṣiāḥ ennisuane bugūlu faraṭ iflān.

ufi wágit mā jimūt bigíddu-nnisuāne ṯjābhim min gabbítha laḏijālhā ulāčin bess ennisuāne min ḥamūlteh ubaʿidēn bichajjíṭinhim šebeč tā jibaijin lennās uʿugub sábʿat ijām bichaijíṭinhim imlīaḥ ḥatta mā jibaijínš inhin magdūdāt. uhannisuān elli biguddēn eṯjābhin birchēn šáʿarhin ubiḥellēn ǧadāílhim ubisachchímin uǧūhin min gāʿ elgidre taminhin iṣírin uǧūhin súmer miṯl elfaḥme. uinnisuāne bidallēn jibčēn laḥālhin. baʿidēn auwal mā bimūt mā bibga ʿéndeh ṛēr elḥarīm učillet ezzelām bíǧu zelām ṛērhim ubōcheḏūhim ʿassāḥa uinnās elli fissāḥa bigaddemūlhim finǧān elgáhue ubisgūhim bilčubre miniššāib fahl elmījit lazzrār wāḥid fi garāibeh ubaʿidēn bigád-demu-lgáhue ʿala ǧamīʿ elḥāḏerīn ubaʿid mā jišrabu-lgáhue biṣīru jōchḏu bichāṭer ahleh ubigulūlhim inšállah elbegīje fi aʿmārču maṭraḥeh elebgīje fi ʿumrak jā ḥasan allāh iǧbir chāṭerču inšallāh izdād[2]) eššarr ʿánču inšallāh mā bitšūfu-ššarr ʿād ubaʿid mā jug-ʿadūlhim nuṣṣ sāʿa warāgu baʿidēn bugūl wāḥid min garāibeh rūḥu jā zelām hātūleh čefen ubugūlu laṛērhim gūmu jā šebāb jā ṣeḥāb elmurúwwe ibḥašūleh géber. limmin ígi čéfen bičānu meḥáḏḏerīn

[1]) Der Text darf Beachtung beanspruchen als genaue Wiedergabe des Dialektes der arabischen Bauern in der Gegend von Jerusalem. Über die Aussprache des k als č (tsch) siehe Dalman, Paläſtinischer Diwan, Seite XXXII. D.

[2]) izdād für isdād. D.

māje suchne bedíst ičbīr ubiğībūleh maʿ alčéfen faligtēn ṣābūne min čill bidd biṣīrš bess félge waḥide ulīfe uugītēn gúṭun ulāčin biṣirš agall uberīgēn fuchchār lāčin biṣirš ibrīg wāḥid bess. baʿidēn biṭulʿūh min ʿend ennisuan ubiḥammimūh bimaje suchne jaʿni-ššēch uibneh au achūh uilla wāḥid min garāibēh baʿidēn binaḏḏūh ubáʿid mā binaḏḏūh biğību-lčéfen ulgúṭun ubiḥáṭṭu īdeh ʿala ṣidreh ubiḥaṭṭu bēn aṣābīʿa īdeh uíğreh gúṭun ubiḥáṭṭu-lguṭun fi dibreh ufi ḏinēh ufi menchāreh utaḥt leḥīteh ubaʿidēn biliffūh bilčefen ubiḥaṭṭūh ʿajāṣūlēn uhaljāṣūlen biribṭūhim biḥábil māčin ubiḥaṭṭu taḥt elmījit ʿábā ubiraṭṭūh bičaffītēn iğdād baʿidēn bigīmuh ʿalgáber ubidállu igūlu ṭūl elwágit lā ilāh ubess irriğāl birūḥu maʿ almījit uinnisuān bidallēn fiācher elbeled sāčtīn tā júchluṣ eddéfen ʿugbēn jaʿmílin maʿāde jaʿni ennisuan jaʿmílin ḥálaga biṣírin jilṭúmin uğūhin wunuṭṭēn ʿan elarḍ ubirchēn šáʿarhin ubiṣírin ugúlin

šállatak jā bai ʿali šállatak
lēš ma ğīt finneḏāl uchállatak

jā mine wágaʿa čin gāl jā sattār
jā jimmi ḥazīne gāʿade fiddār
jā mine wágaʿa čin gāl ja uēli
bai ḥazīn umāleh ṛēri.

min gáfa-lbuḥūr dūru uṭulʿūni
šebāb ellafātui lā techallūni

jā ḥarri ʿala-lmegattelīn
ʿalli fidmāhim ṛāregīn
ḥesb allah ʿalli šār uilli gāl uilli
uazzam[1]) eššubbān.

baʿidēn tíği uáhide tānie ubitgūl

ḍubbi gōlič tā nagūl liffīh fi uarag ḥenna
ja ḥarri abu ʿali lā firiḥ ulā tahenna

ʿal gaber bilaggin elchaṭīb limmin juchluṣ menittelgīn bígefu ahel elmījit beṣaff ubaʿidēn bímregu ʿalēhim čill ahel elbeled ubigūlūlhim jislámin rūsču birúddu ʿalēhim ahil elmijit ʿamārču elbāgi baʿidēn ḥamūle ṯānie ibtaʿazímhim ʿalmaḍāfi ubisauwūlhim

---

[1]) Für uaḏḏam. D. Doch ist nazzam (in Reih und Glied stellte) durch meine beiden voneinander unabhängigen Handschriften gesichert. F.

ʿalfe laḥem uruzz ubisgūhim gahue ubigaddemūlhim titin utumbāg uinnisuān bijōcílin fi dār elmījit minissuān elḥamūle elli ʿaẓmat erriğāl ṯāni jom iṣṣúbaḥ birúḥin ennisuān ʿaligbūr ubiʿaijíṭun ʿalēh išwāje ubaʿidēn biʿauwídin ʿal eddār umā birúḥanš ʿaligbūr illa lajōm elchamīs iğğāi ubaʿidēn čill elli bitrīd mininnisuan bitsauwi ačil ubitōchuḏ ʿaligbūr ubaʿaijíṭen išwāje baʿidēn bōčílin ubifarrígen ʿal fúgara elli bíğū imnēn mačān ubaʿidēn birauwíḥen uin čānu áhil elbéled imlāḥ bíʿazemu ahil elmījit min ʿášera latenāšar jōm ubisauwūlhim ʿáša taminhim jinbusṭu.

Übersetzung.

Wenn jemand krank ist und sein Ende naht und sein Geist will zu Gott aufsteigen und er stirbt, umringen ihn alle Anwesenden unter Weinen; aber nur die Frauen erheben Wehgeschrei. Dann verbieten ihnen das die Männer und sagen ihnen: das ist verboten, und Gott hat es nicht gern. Darauf hören die Frauen mit dem Wehgeschrei auf und weinen nur noch, und die, die das Wehgeschrei der Frauen hören, sagen: N. N. ist dahingegangen. Im Augenblicke seines Todes zerreißen die Frauen ihre Kleider vom Halsbund bis zum Saume, aber nur die Frauen aus seiner Sippe; dann nähen sie sie mit weiten Stichen oberflächlich, so daß es den Leuten in die Augen fällt, und nach sieben Tagen nähen sie sie ordentlich, so daß man nicht mehr merkt, daß sie zerrissen sind. Und dieselben Frauen, die ihre Kleider zerreißen, lassen auch ihre Haare fliegen, lösen ihre Zöpfe und schwärzen ihr Gesicht von dem Boden des Kochtopfes, bis es schwarz wird wie eine Kohle. Und die Frauen weinen weiter für sich allein. Dann, sobald der Tote gestorben ist, bleiben nur die Frauen bei ihm, alle Mannspersonen nehmen die anderen Männer mit sich auf den freien Platz des Dorfes. Die Leute dort setzen ihnen Kaffee vor und geben ihnen zu trinken nach dem Alter vom Greis unter der Familie des Toten an bis auf die Jüngsten unter seinen Verwandten; danach bewirten sie alle Anwesenden mit Kaffee. Nachdem sie den Kaffee getrunken haben, trösten sie seine Familie und sprechen zu ihnen: „So Gott will, werdet ihr am Leben bleiben statt seiner, wirst du am Leben bleiben, o Hasan! Gott tröste euch! so Gott will, wird das Unglück von euch fern bleiben! so Gott will, werdet ihr das Unheil nicht wieder erleben". Wenn sie so eine halbe Stunde bei ihnen gesessen haben und sie sich gefaßt haben, spricht einer von seinen Verwandten: Wohlan, ihr Männer, bringt für ihn das Leichentuch! und zu anderen sagen sie: Auf, ihr jungen Burschen, ihr starken, grabt ihm ein Grab! Wenn das Leichentuch da ist,

machen sie heißes Wasser in einem großen Kessel bereit. Sie bringen mit dem Leichentuch zwei Stück Seife — es darf durchaus nicht nur eins sein — und einen Reiblappen aus Palmfaser und zwei oḳḳīje, etwa 450 Gramm, Baumwolle — es darf nicht weniger sein — und zwei tönerne Trinkkrüge, es darf nicht nur einer sein. Dann holen sie ihn von den Weibern und baden ihn in heißem Wasser, nämlich das Haupt der Verwandtschaft und sein Sohn oder sein Bruder oder einer von seinen Verwandten. Danach vollziehen sie die rituelle Waschung, und darauf bringen sie das Laken und die Baumwolle und legen seine Hände über seine Brust und legen zwischen seine Finger und Zehen Baumwolle, ebenso stecken sie Baumwolle in sein Gesäß, seine Ohren, seine Nase und unter sein Kinn. Dann wickeln sie ihn in das Tuch und legen ihn auf zwei Stangen und diese binden sie mit einem starken Strick. Unter den Toten legt man einen Mantel und über ihn als Decke zwei neue Kopftücher. Dann trägt man ihn hinweg zum Grab unter ununterbrochenem Hersagen der Worte: Es ist kein Gott außer usw. Nur die Männer gehen mit der Leiche, die Frauen bleiben am Ende des Dorfes und warten schweigend, bis die Beerdigung zu Ende ist. Gleich darauf machen sie maʿāde, d. h. die Frauen machen einen Ring, schlagen an ihre Gesichter und hüpfen von der Erde in die Höhe, lassen ihre Haare fliegen und sprechen:

Weggetrieben hat dich, o Vater Alis, das Unglück hat dich weggetrieben,
Warum nahm es nicht die Schlechten und ließ dich am Leben?

O über den der hinsank, als ob er sagen wollte: „o Gott,
ach meine Mutter, in Trauer im Hause sitzend!"
O über den, der hinsank, als ob er sagen wollte: „o wehe mir!
mein Vater ist traurig, er hat keinen andern Sohn als mich!"

Hinter den Meeren suchet und holt mich heraus,
ihr Burschen von Lifta laßt mich nicht im Stiche!

O Jammer über die Gemordeten,
die in ihrem eigenen Blut ertrinken!
Gott rechne ab mit dem, der den Rat gab, und dem,
der den Befehl gab, und dem, der die jungen Männer zerstückte![1])

Dann kommt eine andere und spricht:

Pack ein deine Rede, daß wir reden, wickle sie in Hennablätter!
o Jammer, Abu Ali kam nicht zu Freude und Genuß!

[1]) Vgl. die Anm. S. 76.

Am Grabe verrichtet der chaṭib[1]) das übliche Gebet. Nach demselben stellen sich die nächsten Angehörigen des Toten in eine Reihe, und alle Einwohner des Ortes gehen an ihnen vorüber und sagen: Möget ihr erhalten bleiben! Die antworten ihnen: Möget ihr am Leben bleiben! Dann lädt eine zweite Sippe die Leidtragenden nach ihrem Gasthause und bereitet ihnen ein Gericht Fleisch und Reis; man setzt ihnen Kaffee vor und reicht danach Tabak (zu Zigaretten) und Tombak (für die Wasserpfeife). Die Frauen essen im Sterbehaus, bewirtet von den Frauen der Sippe, die die Männer eingeladen hat. Am zweiten Tage morgens gehen die Frauen an die Gräber und klagen ein wenig über den Toten, kehren dann in das Haus zurück und gehen nicht wieder zu den Gräbern außer am kommenden Donnerstag. Dann bereitet jede Frau, die will, Essen und nimmt es mit an die Gräber; nachdem sie ein wenig geklagt haben, essen sie und verteilen Speise an die Armen, die von überall kommen, dann kehren sie nach Hause zurück. Wenn die Einwohner des Dorfes freigebig sind, laden sie die Familie des Verstorbenen 10 bis 12 Tage hindurch ein und bereiten ihnen Abendessen, damit sie sich aufheitern.

*) Der moslemische Vorbeter auf den Dörfern.





8. Die arabischen Volksschulen Jerusalems.

Von O. Eberhard, Rektor in Zarrentin i. Mecklenburg.

Suchet der Stadt Bestes.
Jerem. 29, 7.

Jerusalem ist seit alters die Stadt der Kirchen und Klöster. Man könnte sie neuerdings auch die Stadt der Schulen, der Freischulen, nennen, denn lebhaft ist der Eifer um die Jugendbildung in allen hier ansässigen Nationen und Konfessionen erwacht, um nicht zu sagen aufgeflammt. Noch vor gut zehn Jahren klagt ein Franzose, der jetzt 43 Jahre im Orient lebt und das Schulwesen kennt, Frère Evagre, damals Direktor der Frères des écoles chrétiennes en Palestine, gegenwärtig Provinzialvisitator für die Kongregation der Schulbrüder in Palästina und Syrien:[1]) Je ne sais si je deviens rêveur, mais je me demande souvent le pourquoi de tout ce bruit que j'entends ou crois entendre pour des entreprises qui ont tout autre but que l'éducation de la jeunesse et le soin des malades. Je me persuade de plus en plus que, dans une incendie, il faut tout laisser pour courir au feu, et que, dans ces temps malheureux, ceux qui viennent en ce monde et ceux qui en sortent sont les plus nécessiteux, à quelque classe de la société qu'ils appartiennent. Les ennemis de l'Église l'ont compris. Dagegen im Jahre 1902 schreibt dieselbe Feder:[2]) Bientôt cette ville (Jérusalem) et tout ces pays ne seront plus qu'une immense Université à tous les degrés, depuis l'ABC jusqu'aux plus extrêmes limites du savoir. Bereits um die Wende des Jahrhunderts zählt dieser Fachmann allein für Knaben 30 bis 40 Schulen,[3]) und

---

[1]) Oeuvre des écoles d'Orient Nr. 202 (Mai—Juin 1894), Paris, Rue du Regard 20.

[2]) a. a. O. Nr. 252.

[3]) a. a. O. Nr. 241, 248.

seitdem sind nicht bloß die deutschen Tagschulen für arabische Knaben und Mädchen hinzugekommen, sondern die Konfessionen sind im neuen Jahrhundert mit neu gesteigertem Eifer an der Arbeit, sich ein Erntefeld in der heiligen Stadt zu sichern; dabei hat sich das Augenmerk verständigerweise nicht zuletzt der Gewinnung und Gewöhnung der unmündigen Jugend durch Gründung von sogenannten Kleinkinderschulen zugewendet. Direktor Schneller führt in seinem dankenswerten Aufsatz: „Die Schulen Jerusalems"[1]) in der tabellarischen Übersicht an Lehr- und Erziehungsanstalten der verschiedensten Gattungen im ganzen 89 auf. Welch ein Umschwung gegen die Schulverhältnisse vor 50 Jahren, denen Tobler in splendid isolation in seinen „Denkblättern aus Jerusalem"[2]) ein Kapitel widmete!

Gewiß existierten seit Jahrhunderten die Schulen der Franziskaner, der Griechen, der Armenier, auch der Juden, und wohl nicht bloß in der klösterlichen Anstaltsform, sondern als Elementarschulen fürs Volk. Auch leisteten sie nach Toblers Zeugnis a. a. O. mehr oder minder Befriedigendes in Zucht und Lehre, während ihm das Schulwesen der Protestanten in dem Jahre seines Jerusalemer Aufenthaltes (1846) „so künstlich und aufgeschraubt" erschien, daß es, wenigstens in dieser Gestalt und in diesem Geist geleitet, wenig Gedeihen verhieß. Doch weiß er bereits bei der Abfassung seines Buches 7 Jahre später (1853) von einem Aufschwung der protestantischen Tagschule, der Gobatschule, zu reden; und die Gründungen der Kaiserswerther Diakonissen und des Waisenhausvaters Schneller verpflanzten in den fünfziger und sechziger Jahren die gediegenen Grundsätze einer vernünftigen Erziehungslehre, welche sich in der deutschen Heimat seit Pestalozzis Wirken theoretisch und praktisch ausgereift hatte, in den Orient. Und der Boden Palästinas ist nur zum Schein steril, er lohnte auch hier die aufgewandte Mühe, und die Erfolge reizten zur Nacheiferung. Eine Rückwirkung auf die Schularbeit der übrigen Konfessions- und Religionsgemeinschaften konnte um so weniger ausbleiben, als gewiß nicht bloß das Streben, der Konkurrenz zu begegnen und um des Namens und Ansehens willen Schulen zu haben, sondern doch auch eine aufrichtige Liebe zu dem armen, verkommenen Volke, die bei einem längeren Aufenthalt in dem Lande wie über Nacht kommt, zur Betätigung aufriefen. Der Pariser Friede hatte im Jahre 1856 den Christen das Land für ihre Niederlassungen wieder geöffnet und den Regierungen ein Schutzrecht

[1]) Der Bote aus Zion, 20. Jahrgang (August 1904).

[2]) 1853, S. 438—464.

über die Anstalten ihrer Nationalität eingeräumt. So entstand auf allen Seiten in langsamem, aber sicherem Fortschritt aus mancherlei verschiedenen und gemischten Motiven heraus ein Gründungseifer, der Leben in die Arbeit an der Jugend und für die Jugend brachte, und der noch heute lebendig anhält. Auch das öffentliche Interesse, die Anteilnahme der Regierungen, der Behörden, vor allem der Eltern, des wichtigsten Erziehungsfaktors, wendet sich immer mehr dem Schulwesen zu. Darum mag es an der Zeit sein, der Erziehungsarbeit einmal in größerem Rahmen nachzugehen. Wir lassen die Anstaltsschulen, in denen ein Teil der eingeborenen Bevölkerung Jerusalems und seiner Umgegend untergebracht ist, außer Betracht und beschränken uns auf die sogenannten Tagschulen, die sich etwa mit unseren heimischen Volks- und Elementarschulen decken. Die Organisation dieser Schulen ist für Knaben und Mädchen, wenn wir von dem Handarbeitsunterricht absehen,[1] eine gleiche. Wir können daher auch die Mädchenschulen außer Betracht lassen und fragen:

> Was geschieht seitens der in Jerusalem ansässigen Religions- und Konfessionsgemeinschaften für die Bildung der eingeborenen arabischen Knaben?

Zunächst werden Aufgabe und Ziel solcher arabischen Tagschulen zu besprechen sein, darauf mag ein Gang durch die verschiedenen Schulen, ihre Organisation, ihren Lehr- und Stundenplan, ihre Schulzucht und Methode zeigen, wie weit sie den aufgestellten Zielen entsprechen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Arbeit nur ein Versuch genannt werden kann. Denn einmal fehlen eingehendere und umfassendere Vorarbeiten auf diesem Gebiete, abgesehen von Toblers Übersicht, die heute nur noch geschichtliches Interesse beanspruchen kann, so gut wie ganz. Eine Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse, die über den Rahmen der eigenen Konfession hinausreicht, sucht man selbst bei den Fachmännern meist vergebens. Die Urteile, die man, selten genug, über das Schulwesen liest, sind allgemein gehalten und ähneln sich darin, daß sie, unter einseitigen Gesichtspunkten gesehen, die auf diesem Gebiet geleistete Gesamtarbeit nicht genügend würdigen und infolgedessen den gegenwärtigen Stand des Schulwesens unter-

[1]) Der Handarbeitsunterricht sollte vor allen kunstfertigen Nadelarbeiten, die das Leben schmücken und zu denen die Araberinnen viel Neigung und Geschick haben, die Mädchen in den Stand setzen, den Bedürfnissen in Haus und Kleidung, die das tägliche Leben erfordert, zu entsprechen.

schätzen. Dazu kommen Schwierigkeiten anderer Art. Um ein abschließendes Urteil über die Leistung der Schulen zu geben, bedürfte es neben dem Verständnis der modernen Umgangssprachen einer genauen Kenntnis und Sprachfertigkeit in der arabischen und neugriechischen Sprache sowie eines jahrelangen Aufenthaltes im heiligen Lande und eines umfassenden Hospitierkurses in jeder der Schulen. Dennoch werden die Ausführungen auch in dem speziellen Teil dieser Arbeit nicht belanglos erscheinen, zumal die mir geleisteten Dolmetscherdienste von sach- und fachkundiger Seite, einem arabischen Lehrer des Syrischen Waisenhauses, ausgingen. Außerdem habe ich sämtliche der aufgeführten Schulen, mit Ausnahme einer englischen, wiederholt, angemeldet und unangemeldet, besucht; und ich habe nicht bloß dem Unterricht in allen Klassen beigewohnt, sondern auch durch Rücksprache mit den Superioren, Leitern und Lehrern, durch Einsichtnahme in die Schulbücher und Arbeitshefte der Kinder sowie in Lehr- und Stundenplan, soweit mir solche zugänglich gemacht wurden — vorhanden war etwas derartiges überall —, das gewonnene Urteil hinsichtlich der Schulziele und des Grades ihrer Verwirklichung zu klären, zu ergänzen, zu vertiefen gesucht.

I.

Die Aufgabe unserer heimischen Volksschule ist, die Kinder zu frommen Christen, zu brauchbaren Menschen und zu patriotischen Deutschen zu erziehen. Entsprechend wird sich die Aufgabe einer arabischen Volksschule, wenn wir vorderhand den religiösen Gesichtspunkt beiseite lassen, dahin bestimmen, die Kinder mit allerlei Kenntnissen und Fertigkeiten fürs Leben auszurüsten und in ihnen das Heimatgefühl zu wecken und zu vertiefen.

Welches sind nun die besonderen Bedürfnisse dieses Landes, denen demnach die Schule Rechnung zu tragen hätte? Diese Frage wird immer wieder durch den Hinweis auf die fremden Sprachen beantwortet, deren Kenntnis und Verständnis der Schlüssel sei, der eine goldene und bequeme Zukunft aufschließe. Es liegt ein Kern der Wahrheit darin; niemand wird verkennen, daß sich die Physiognomie des Landes in den letzten Jahrzehnten geändert hat und ändern mußte. Zu den Pilgern gesellt sich mit regelmäßiger Sicherheit Jahr für Jahr der flutende Strom der Touristen aus aller Herren Ländern; die Eisenbahn pfeift, der Telegraph spielt, die europäischen Posten fahren zwischen Jaffa und Jerusalem hin und her, kurz: ein erweiterter Gesichtskreis, aber auch eine neue Erwerbsquelle hat sich für die Bevölkerung auf-

getan, und sie wird fleißig ausgeschöpft. Dragoman zu werden, d. h. in den niederen Volksklassen, nicht sowohl gesicherte geschichtlich-geographische Kenntnisse zu erwerben als vielmehr fremde Sprachen zu sprechen, die französische voran und die englische —, steht heute in den Köpfen vieler Knaben und auch ihrer Eltern als Lebensziel geschrieben;[1]) und jeder Palästinareisende weiß, mit welch liebevollem Eifer sich bereits die Jugend der Vorbereitung auf solche Dienste hingibt.

Der Gesichtspunkt, unter dem dieser Beruf gewählt wird, ist demnach ein ganz utilitaristischer. Darf die Schule diesem Zuge, der von orientalischem Wesen untrennbar scheint, entgegenkommen? Bis zu einem gewissen Grade wird sie ihm Rechnung tragen dürfen und müssen, denn Palästina gehört wirklich nicht mehr allein der eingesessenen Bevölkerung, sondern es gehört der ganzen Welt; und wenn die Schule diesen internationalen Charakter des Landes außer acht ließe, so würden bei der unbeschränkten Freizügigkeit, die hier in Schulsachen herrscht, die schönsten Schulräume bald öde dastehen, die tüchtigsten Lehrer bald im Stich gelassen sein. Aber nur bis zu einem gewissen Grade! Denn diejenige Schule und Schulgemeinschaft, welche nicht ihren eigenen Vorteil, sondern das Wohl der Kinder und das Beste des Landes sucht, wird nie vergessen, daß die eigentlichen und höchsten Aufgaben der Erziehung auf einem anderen Blatte als dem der platten Nützlichkeitsphilosophie oder des erfolgreichen Wettbewerbes stehen, daß sie sittlicher Art sind. Ein Hauptberuf des Volkes aber, wie es gegenwärtig der des Dragomans ist, bringt zweifellos eine Reihe sittlicher Gefahren mit sich, verleitet vor allem zum Schwatzen und zum Nichtstun. Die Saison hindurch blüht das Geschäft, in der toten Zeit — und das sind 9 bis 10 Monate des Jahres — zehrt man auf seiner Bärenhaut von dem Goldregen. Sittliche Kräfte, hebende, haltende, reinigende Einflüsse, wie sie das arabische Volksleben braucht, werden auf diesem Wege nicht in dasselbe hineingetragen, frisch sprudelnde Quellen, die eine Verjüngung und Wiedergeburt fördern, werden nicht erschlossen. Darum darf die arabische Schule, wie sie sich uns in der Idee darstellt, dieser Sucht nach Sprachen und der Neigung und Begabung der Orientalen für die Sprachen nicht soweit entgegen-

[1]) Vgl. die Bemerkung Fr. Evagres (Oeuvre etc. Nr. 262, Mai—Juin 1904): Comment trouver assez de ressources pour donner aux élèves non seulement tous les classiques qu'ils peuvent désirer mais encore les vêtir de pied en cap, car les dames protestantes confectionnent elles-mêmes des habits pour les enfants de leurs écoles.

kommen, daß sie deren Betrieb ganz in die erste Linie rückt; das Volk käme sonst trotz alles scheinbaren Fortschrittes im letzten Grunde — zu kurz.

Ähnliche Gedanken sind kürzlich auch auf zionistischer Seite ausgesprochen; Dr. Loewe weist in einem einsichtigen und bemerkenswerten Artikel über die jüdische Dorfschule in Palästina[1]) auf diesen „Grundfehler aller orientalischen Lehranstalten" hin. Der Grund des Fehlers ist in dem Überwiegen politischer oder konfessioneller Interessen über die nächstliegenden pädagogischen Erwägungen zu suchen, mag aber auch zum Teil auf einer Verwechselung von formaler und materialer Bildung, von Schulung des Verstandes und des Charakters beruhen, die beim Orientalen begreiflich, beim Europäer heute allerdings erstaunlich ist. Gewiß bilden Sprachen wohl, aber sie sind nicht Bildung in dem schönen, innerlichen Sinne, den unsere Muttersprache mit diesem Worte verbindet.

In dem Sprachbetriebe muß der Nachdruck naturgemäß auf die Pflege der Muttersprache gelegt werden, und das führt zu dem zweiten der oben genannten Gesichtspunkte, unter dem das Werk der Erziehung zu treiben ist: die Kinder müssen arabisch denken, arabisch fühlen, arabisch sprechen lernen. Sie müssen es verlernen, jeden fremdsprachlichen Brocken aufzunehmen, jedem fremdländischen Putz und Flitter nachzujagen, wie das heute noch die Erwachsenen — die großen Kinder des Orients — tun. Sie müssen es lernen, müssen gerade an einem kosmopolitischen Punkte, wie Jerusalem es gegenwärtig ist, lernen, Erbe und Tradition der Väter in Sprache, in Sitte, in Kleidung hochzuhalten. Sie müssen dies Erbe, da das Haus bisher in den meisten Fällen versagt, in der Schule und durch die Schule erwerben, um es dann als einen teuren Schatz zu hüten und zu besitzen.

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an;
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!

mit diesem Worte möchte man der arabischen Schule eines ihrer Ziele zeichnen. Von selbst ergibt sich hieraus für das Lesebuch, für den Anschauungsunterricht, für den Unterricht in der Geschichte und Geographie die Forderung einer originalen Gestaltung und heimatkundlichen Färbung, nicht einfach, wie es heute meistens üblich ist, die Herübernahme aus den europäischen Verhältnissen.

[1]) Altneuland. Monatschrift für die wirtschaftliche Erschließung Palästinas. Organ der Zionistischen Kommission zur Erforschung Palästinas. Berlin W 15, Pfalzburgerstr. 83. 1. Jahrgang Nr. 3 (März 1904).

Mit dieser Betonung von Heimatsprache, Heimatliebe, Heimatkunde ist das Streben nach Okzidentalisierung der eingeborenen Bevölkerung, dem man hier ausgesprochen oder unausgesprochen in großen Kreisen begegnet, abgelehnt. Es widerspricht dem Grundsatze der Einheitlichkeit, der auf dem Erziehungsgebiet zu den elementarsten Forderungen gehört. Es beruht auf einer Geringschätzung der Eigenart und Stammesweise, die Gott diesem Volke gegeben hat, und die ihm in geschichtlicher Entwickelung als sein gutes Recht geworden ist. Und es ist ein vergebliches Liebesmühen, denn die Pflege der fremden Sprachen, von denen in manchen Elementarschulen zwei und drei nebeneinander hergehen, wird trotz des erstaunlichen Sprachtalentes der Eingeborenen nie in der Weise intensiv betrieben werden können, daß wirklich ein Eindringen in die Geistesschätze der fremden Nationen und dadurch ein Einleben in eine neue, höhere Geisteswelt denkbar wäre; das muß gehobeneren Schulen, wie etwa den Seminarien, überlassen bleiben. Was in der Volksschule auf diesem Wege zustande gebracht wird, gleicht Zwitterwesen und bedauernswerten Geschöpfen, auch wenn die Kinder bei der bekannten Indifferenz und Indolenz sich keineswegs selber bedauernswert vorkommen. Die väterliche Hütte und Lebensweise ist solchen Halbgebildeten viel zu eng, das Handwerk oder ein anderer einfacher, ehrlicher Beruf oft zu gering geworden; auch die größere Stadt bietet bei ihrer Bedürfnislosigkeit der Vielzahl solcher verfehlten Existenzen weder Raum noch Beruf; und in Europens Kulturboden und Lebensart eingesenkt, sind sie von vornherein zur Rolle welker Blätter, verwehter Reiser verurteilt. Wozu — muß man da fragen — dient dieser Lack, dieses Flittergold, diese Halbbildung, die nur Oberflächlichkeit erzeugt und das Volk unglücklich macht, auch wenn sie seiner Eitelkeit schmeichelt? Wozu dem Heimatboden unseres Christentums Kräfte und Kerne entziehen und die Zahl der Europäer vermehren, die den tauben Nüssen gleichen? Besser doch gute Araber als schlechte Europäer! Viel wichtiger doch Charaktere als Karriere! Viel kostbarer doch das unbehauene Edelgestein als der flimmernde Simili! Aus dem Lande bekommen wir die Kinder, so soll man sie für das Land erziehen![1])

---

[1]) In einem der wenigen Bücher, die Erziehung und Unterricht berühren („Inner Jerusalem" by A. Goodrich-Freere, London 1904), wird ebenfalls auf dies verkehrte Erziehungssystem hingewiesen, doch ist die Isolierung des englischen Schulwesens unter diesem Gesichtspunkt nach meinen im zweiten Teil niedergelegten Beobachtungen nicht gerechtfertigt. — Eine arabische Fabel, die mir in diesem Zusammenhang von einem eingeborenen Lehrer erzählt wurde, lautet: Ein Rabe sah die Feld-

Wir fordern also im Gegensatz zu den Bestrebungen, die ein liebevolles Eingehen auf Sprache und Wesen des Mutterlandes zugunsten der gleichzeitigen Pflege fremder Sprachen und Kultur zurücksetzen, die Pflege der arabischen Muttersprache und meinen damit zugleich ein Moment wahrhafter Bildung in die Schule zu tragen. Aber „kein Wesen pflügt sonst das Land, außer das eigene Vieh".[1]) Oder, wie Bauer diese Volksweisheit umschreibt: „Nur der eingeborene Prediger oder Lehrer — nicht ein Fremder, der des Volkes Art nicht kennt, wird segensreich wirken." Gewiß ein Satz, der in der Theorie gebilligt, in der Praxis aber vielfach außer acht gelassen wird. Der Grund wird mit in dem Umstande zu suchen sein, daß es hier im Lande noch an geeigneten Lehrerbildungsanstalten für eingeborene Lehramtskandidaten fehlt. Der Befund in einzelnen der Schulen veranlaßt zu dem Hinweis auf die Binsenweisheit, daß kein Meister, auch kein Schulmeister, vom Himmel fällt, und daß die Absolvierung der Tagschule noch keineswegs Berufsausrüstung bedeutet und zur eigenen Unter-

---

hühner leichtbeschwingt hüpfen und laufen. Das gefiel ihm sehr, und er dachte: solch einen Gang muß ich doch auch gehen. Er mischte sich unter sie und begann ihre Bewegungen nachzuahmen. Er tat das lange Zeit, konnte aber ihren Gang nicht lernen. Endlich merkte er, daß er doch nicht zu seinem Ziele käme, und dachte: lieber bleibe ich, was ich war. Er kehrte zurück zu den Raben, aber nun konnte er nicht einmal gehen, wie sie gehen, denn er hatte ihren Gang verlernt. So hinkte er weder nach Rabenart noch nach Feldhühnerart. Er hatte nicht nur nichts Neues erworben, sondern das Alte, was er besaß, verloren.

Nachträglich kommt mir ein Artikel in der von der Assumptionisten-Mission in Konstantinopel geleiteten Zeitschrift „Echos d'Orient" zu Gesicht: „Les congrégations françaises en Palestine" (März 1905). Derselbe wendet sich u. a. gegen die Ausstellungen, welche der italienische Professor der Philosophie Angelo de Gubernatis 1898 und 1904 in italienischen Blättern gemacht hat. Gubernatis schreibt z. B. — ich referiere einfach —: Les enfants sauront dire parfaitement les noms des préfectures et des sous-préfectures des départements et des arrondissements de la France, tandis qu'ils se montrent ignorants des confins et des limites du vilayet syrien dans lequel se trouve leur famille . . . Ils prieront et chanteront en français et, si on les interroge en arabe sur une partie quelconque du catéchisme, ils resteront muets, bienque l'arabe soit leur langue maternelle. Que voulez-vous? Cette langue, dans les écoles des Congrégations, ils ne l'étudient plus et souvent ils la désaprennent. . . .

Pour faire de petits docteurs dans les choses de France, on néglige les travaux manuels, on oublie que ce peuple a besoin, avant tout, d'être excité au travail, et l'on s'en va créant une jeune génération de désoeuvrés et d'oisifs qui se croient instruits de tout, mais qui, une fois mis à l'oeuvre, ne savent à peu près rien faire.

[1]) mā buḥrut̲ il-arḍ illā ʿudschūlhā, Bauer, Volksleben im Lande der Bibel, Leipzig 1902, S. 233.

richtserteilung befähigt oder berechtigt. Wohl mögen solche knabenhaften, dem Eindruck nach selbst noch erziehungsbedürftigen Lehrer (sie werden meist Hilfslehrer genannt) das nationale Element in der Schule vertreten, wiewohl ihr Einfluß auf die früheren Mitschüler ein fraglicher sein dürfte; wohl mag auch mit ihrer Indienststellung dem Lehrermangel gleicherweise wie der häuslichen Not dieser Lehrer abgeholfen sein. Aber den pädagogischen Anforderungen und damit dem Wohl der Gesamtheit, der Schulgemeinde, können sie nicht genügen. Die Forderung nach einer fachlichen Ausrüstung eingeborener Lehrer mit den Grundsätzen der Didaktik und Methodik, der Schulkunde und Schulzucht, auch der einfachsten psychologischen Vorgänge ist mit der Frage nach dem Wohl der arabischen Schule untrennbar verbunden, noch untrennbarer als die Einrichtung von Kleinkinderschulen und Tagesklassen, die als Übungsschulen und Stätten praktischer Unterrichtsversuche für die künftigen Lehrer zu dienen haben.[1])

Wird man aus Gründen einer vernünftigen Volkserziehung der intensiven Pflege der arabischen Muttersprache zustimmen, so können doch verschiedene Meinungen darüber herrschen, ob in den Schulen der Volksdialekt oder das klassische Arabisch zu treiben sei. Die Frage wäre nach Analogie der heimischen Verhältnisse rasch beantwortet, wenn man die beiden Idiome etwa mit dem plattdeutschen Dialekt und der hochdeutschen Sprache gleichsetzen dürfte. Aber das Hocharabische ist nicht eigentlich wie das Hochdeutsche eine gesprochene, wohl gar die gesprochene Sprache, sondern eine reine Schriftsprache, deren Wert für die niederen Volksklassen angesichts ihres geistigen Gepräges und ihres äußerst geringen Lesebedürfnisses nicht schlechthin

---

[1]) Der Mangel an geschulten Lehrkräften im heiligen Lande wird seitens der verschiedenen Konfessionen von einsichtigen und vorurteilsfreien Männern auch offen und mit Bedauern anerkannt. So hoffen z. B. die deutschen Katholiken dem Notstande dadurch abhelfen zu können, daß sie in dem im Bau begriffenen katholischen Hospiz vor dem Damaskustor einem Lehrerseminar die Stätte bereiten. Eine Ausnahme in bezug auf den Notstand bildet die Russische Palästinagesellschaft, die ihre 133 Schulen in Syrien und Palästina mit lauter pädagogisch geschulten Kräften besetzt hat und in Nazareth ein Lehrerseminar unterhält. Da sie in Jerusalem aber bisher merkwürdigerweise nur eine Kleinkinderschule gegründet hat, so bleibt das russische Schulwesen im folgenden außer Betracht. Auch von der deutschen katholischen Tagesschule für Knaben mußte abgesehen werden, da sie wegen Baufälligkeit des Gebäudes geräumt wurde und der Neubau vor dem Damaskustor noch nicht fertig gestellt ist. In Jerusalem sind derartige Fachlehrerbildungsanstalten meines Wissens bisher nur in Verbindung mit dem Syrischen Waisenhause und der Gobatschule vorhanden, in letzterer fehlt allerdings die wichtige Ergänzung der theoretischen Unterweisung durch praktische Unterichtsübungen. Die deutsch-jüdische Lämelschule in Jerusalem hat Ostern 1904 ein Lehrerseminar eingerichtet.

gesichert erscheint. Man möchte meinen, daß die Pflege der Muttersprache für Land und Leute noch fruchtbringender gemacht werden könnte, wenn auch in den Schulen dem vulgären Arabisch sein tatsächliches und geschichtlich gewordenes Recht zuerkannt würde.

Anderseits muß die Erfahrung in Rechnung gestellt werden, daß die eingeborenen Lehrer und Prediger (z. B. die des Syrischen Waisenhauses), die den Segen einer gehobenen Erziehung an sich selber gespürt haben und sicher ihres Volkes Bestes suchen, dennoch in Schule und Kirche die Pflege der hocharabischen (klassischen) Sprache wünschen. Nur ungern unterrichten sie im Volksdialekt. Sie meinen, die Sprache des Volkes erscheine den Leuten — ganz wie unsern Bauern daheim — an gehobener Stätte, zum mindesten auf der Kanzel, profan. Dazu hoffen sie wohl, eben durch solche Sprachpflege in Predigt, Unterricht und Bibelstunde das Bildungsniveau zu heben.

Als ein Ausweg, der zugleich den gegenwärtigen Verhältnissen gerecht wird und den Hoffnungen für die Zukunft Rechnung trägt, möchte sich der ergeben, daß als Unterrichtssprache, z. B. in der Religion, in der Geographie, im Rechnen, der Volksmund gilt, während der eigentliche Sprachunterricht mit seinen Lese- und Schreibübungen im klassischen Idiom stattfindet. Doch wäre zuvor von fachkundiger Seite zu erwägen, ob diese beiden Sprachzweige neben- und durcheinander laufen können, ohne in den Köpfen der Kinder Verwirrung anzurichten. Jedenfalls wird das Ziel der Schule, die Erziehung guter, heimatliebender Araber, durch diese Frage nicht verrückt.

Werden Muttersprache und Mundart derart in den Vordergrund gestellt, daß die Kinder in ihrer Sprache schreiben, lesen, rechnen, vor allem auch religiös denken und fühlen lernen, und daß ihr Horizont dann in Anlehnung an den heimischen Vorstellungskreis und die geläufigen Gedankenreihen erweitert wird, so wird schwerlich etwas dagegen einzuwenden sein, wenn die missionierenden Körperschaften ihrerseits auch der Pflege der eigenen Landessprache einen Platz in der Schule eingeräumt wünschen. Dieses Streben entspricht sogar dem begründeten Interesse der Schulleitung, und es widerspricht nicht dem wohlverstandenen Interesse der Kinder, ganz abgesehen davon, daß Neigung und Talent derselben dieser Sprachpflege entgegenkommen. Den Nationen und Konfessionen muß daran liegen, ihren Besitzstand, ihre Einflußsphäre zu sichern und zu mehren, und die Sprache ist eine der Großmächte dazu. Im Interesse der Kinder liegt es, die Sprache ihrer geistlichen Väter und geistigen Bildner zu verstehen. Denn dadurch wird ein Band geknüpft, das sie hält; eine Schranke gerichtet,

die sie hegt und vor mancherlei Unarten ihres Volkswesens schützt. Dadurch wird ihnen vielleicht bei dem wachsenden Einfluß der abendländischen Nationen eine Lebensstellung erschlossen, vor allem aber der geistliche Segen ihrer Erziehung gesichert. Denn die Verwirklichung des Gedankens, allerorten arabische Predigtstationen zu errichten, bleibt hinter dem Wunsche weit zurück. Die Landessprache wird daher in den Oberklassen, abgesehen von den ihr zugewiesenen Sprachstunden, besonders im Religionsunterricht zweckmäßig Verwendung finden, so daß die Kinder Gelegenheit haben, auch mit der religiösen Gedankenwelt ihrer Mutterkirche und mit der Verkörperung dieser Gedanken in der Sprache vertraut zu werden.

Das Ziel der Tagesschulen, das sich uns unter Abweisung aller eingetragenen Gesichtspunkte aus der Sache selbst ergeben hat, können wir demnach näher dahin bestimmen: Es gilt, gute, heimatliebende Araber zu erziehen, die zugleich die Landessprache der betreffenden Missionsgesellschaft wenn nicht sprechen doch verstehen. Es gilt so wenig zu europäisieren, daß, wenn diese Einführung in den Geist und die Sprache der europäischen Heimat sich nicht durchführen ließe ohne Loslösung der Kinder von ihrem Volkstum und ihrer Tradition, ohne Heraushebung aus ihren Verhältnissen, im Interesse einer einheitlichen Erziehung und des recht verstandenen künftigen Lebensglückes ohne große Schmerzen auf das zweite Ziel verzichtet werden müßte.

Die arabische Schule ist also ebenso wie unsere deutsche Volksschule in gewissem Sinne eine Sprachschule. Sie wird, den eigenartigen Verhältnissen des Landes Rechnung tragend, eine fremde Sprache treiben können und dürfen. Aber sie wird sich, solange sie als eine niedere Schule dem Elementarsten und Nötigsten zu dienen hat, damit begnügen müssen und nicht durch Einverleibung einer zweiten oder dritten Fremdsprache die Stetigkeit ihres Unterrichts und die Sicherheit seiner Ergebnisse gefährden.

Trägt man diesem Gesichtspunkte Rechnung, so wird die Gefahr, welche für die Jerusalemer Schulen und allgemeiner für die orientalischen Schulen überhaupt besteht, der Anstalt ausschließlich den Charakter einer Sprachschule aufzudrücken, vermieden; und Raum und Zeit nicht bloß für den arabischen Sprachunterricht, sondern auch für den Rechenunterricht, für dessen mangelhafte Ergebnisse man die Erklärung in der orientalischen Veranlagung sucht, und für die sogenannten Realien ergeben sich von selbst. Die Pflege dieser Fächer ist um so nötiger und nützlicher, als in der eingeborenen Bevölkerung

der Sinn für den Wert der realen Fächer noch völlig schlummert. Als praktische Unterrichtsgegenstände erscheinen dem Araber lediglich die Sprachen — sie bringen klingenden Lohn —, nicht aber Landes- und Bodenkunde, Erdkunde, Naturkunde, Weltgeschichte, wiewohl die Wichtigkeit dieser Unterrichtszweige für den Beruf, das Gewerbe und das Verständnis der einfachsten haus- und landwirtschaftlichen Vorgänge außer Frage steht.

Das Ziel, das erstrebt werden muß, ist natürlich, diesen Fächern eigene Unterrichtsstunden im Lehrplan einzuräumen; wo eine Schule klein oder arm oder erst in der Entwickelung begriffen ist, wird man sich begnügen müssen, wenn diese Gebiete als Konzentrationsstoffe dem arabischen Lesebuch angeschlossen werden. Unerläßliche Forderung ist aber in diesem Fall das Vorhandensein eines sachverständig bearbeiteten Lesebuches, und zwar in der Hand eines geschickten, allseitig unterrichteten Lehrers. Die Anschauung, die von der heimatlichen Umgebung der Kinder ausgeht, sie verstehen lehrt und die Erkenntnis der Kinder von dort weiterführt, ist bekanntermaßen gerade in diesen Unterrichtszweigen ein ganz wesentliches Bildungsmittel für Verstand und Urteil; höchst wünschenswert, bisher aber recht vernachlässigt ist daneben allerdings auch die Beschaffung zweckentsprechender Anschauungsmittel, die sich oft ohne große Kosten ins Werk setzen läßt.

Wir haben bisher den eingangs erwähnten religiösen Gesichtspunkt außer acht gelassen. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß eine Religionsgemeinschaft nicht das, was ihr das Höchste, Beste und Innerlichste dünkt, dem heranwachsenden Geschlechte vorenthalten kann. Daraus ergibt sich, neben der Pflege der Elementarfächer einhergehend, die religiöse Unterweisung als eine Hauptaufgabe der Schule. Die mohammedanische Schule sucht natürlich die Kinder in den Lehren und Riten des Islam zu festigen, die christlichen Missionsgesellschaften werden ihren christlichen Religionsunterricht erteilen, der je nach der Konfession verschiedene Färbung trägt. Die christlichen Tagesschulen Jerusalems sind demnach durchgehends Missionsschulen; dieser Charakter liegt in den Verhältnissen begründet, mögen sich die Leiter dagegen verwahren oder nicht.[1] Gewiß kann man mehr den einen oder den anderen Gesichtspunkt, die allgemeine Volksbildung oder das spezielle Missionsinteresse, in den Vordergrund rücken, aber es kann nicht übersehen werden, daß diese beiden Momente ihrem tiefsten

[1] Die Behauptung Evagres (Oeuvre etc. Nr. 252; Sept.—Okt. 1902), es gäbe christliche Nationen, die in ihren Schulen die Religion nicht zuließen, erscheint mir unbegründet.

Verstande und unserer begründeten Christenüberzeugung nach innerlich zusammenhängen und Begleit- und Folgeerscheinungen darstellen.

Die christlichen Schulen stehen fast durchweg Knaben jeglicher Nation und Konfession offen; um ihrer Sprachpflege willen werden sie nicht ganz selten auch von Kindern mohammedanischer Eltern besucht, denen also zufolge ihrer selbstverständlichen Teilnahme an der religiösen Unterweisung als einem der Lehrfächer der Christentumsgeist nicht fremd bleibt.[1]) Von einem Übertritt dieser Knaben zum Christentum kann jedoch nach Lage der Dinge keine Rede sein. Das Missionsinteresse, soweit es statistisch sich äußert, ist also auf die christlichen Konfessionen und Denominationen, und hier namentlich wieder auf die der Zahl nach ansehnlichste alteingesessene orthodoxe Kirche begrenzt. Doch auch hier wird es sich weniger um Aufweisung von Zahlen als um Geltendmachung des betreffenden Christentumsgeistes handeln, da die Kinder der anderen Konfessionen zwar an den sonderkirchlichen Übungen, die häufig die Schularbeit einrahmen oder unterbrechen, teilnehmen, aber nach allgemeiner entschiedenster Versicherung von jedem Konversionsdrängen verschont bleiben. Man darf danach annehmen, daß es — dem Geiste nach — unter der christlichen Bevölkerung Jerusalems eine weit größere römisch-katholische und protestantische Gemeinde gibt, als sie sich zahlenmäßig aufweisen läßt, und niemand wird leugnen, daß auch diese rein geistliche Gewinnung einen wesenhaften Erfolg bedeutet. Wenn dennoch die betreffende Konfession dem früheren oder späteren f r e i e n Anschluß an die eigene kirchliche Gemeinschaft nichts in den Weg legt, so liegt das im Interesse der Selbsterhaltung begründet und ist nur natürlich.

Als eine Folge dieses gegenseitigen Wettbewerbes erscheint der F r e i s ch u l charakter der Jerusalemer Tagesschulen. Nirgends wird in den niederen Schulen ein Entgelt für Schulbesuch und Unterricht erhoben, größtenteils erhalten die Kinder auch die Lehrmittel kostenlos, obwohl in erziehlichem Interesse die eigene Beschaffung wenigstens der kleinen Schulutensilien angestrebt werden sollte und in den meisten Fällen wohl zu erreichen wäre. Immerhin muß mit der großen Armut eines Teils der Bevölkerung gerechnet werden, und es wäre einseitig, die unentgeltliche Unterrichtserteilung allein auf das Konkurrenzstreben und nicht auch auf edlere und tiefer liegende Beweggründe zurückzuführen.

---

[1]) Die kleine Schule der Amerikanischen Kolonie, die als eine Gemeindeschule im folgenden außer Betracht bleibt, wird z. B. um der Pflege des Englischen willen von ca. 20 mohammedanischen Kindern besucht.

Wiewohl die Freischule für die Mittellosen fraglos eine Wohltat bedeutet, so bringt ihre Einrichtung doch auch Gefahren für den stetigen und erfolgreichen Fortgang der Erziehung mit sich. Aus dem Fehlen jeglicher Schulgesetzgebung, jeglicher Normen für Anfang und Ende des Schulbesuchs, jeglichen Schulzwanges namentlich, ergibt sich für den Lehrer die Notwendigkeit, die Kinder an seine Person zu fesseln und ihnen die Schulräume und Schulstunden lieb zu machen. Dieser Umstand kann aber leicht den Anlaß dazu geben, daß der notwendige Ernst, die mit der Liebe gepaarte Strenge, erforderlichenfalls auch die durchgreifende Zuchtübung auf Kosten einer möglichst hohen Schülerzahl hintangesetzt werden. Auf der andern Seite mag das Bewußtsein, in jeder Schule offene Türen zu finden, manchem jungen Taugenichts die trägen und unnützen Hände stärken. Es liegt auf der Hand, wie es hier wirklich eines Lehrers und Erziehers, nicht bloß eines Stundenhalters bedarf, wie ein hohes Maß pädagogischer Weisheit erforderlich ist, um nicht Geist und Zucht der Anstalt zu gefährden, wie aber auch eine unermüdliche, liebevolle Beeinflussung der Kinder not tut, um sie an Fleiß, Gehorsam, Ordnung, Ausdauer, Selbstzucht zu gewöhnen. Die Gewöhnung ist für den arabischen Tagschullehrer eine der langsam aber sicher wirkenden Hilfsmächte. Übrigens bewahrt die Existenz solcher Wandervögel — und es sind nicht gerade rarae aves —, die eine griechisch-lateinisch-protestantische Erziehung genossen haben, davor, den oben genannten missionarischen Gesichtspunkt zu überschätzen.

Als Ziel und Aufgabe der hiesigen christlichen Tagschulen hat sich uns nunmehr abschließend die Erziehung guter, christlicher Araber ergeben, die auch der Sprache ihrer Mutterkirche mächtig sind und den Vorgängen in Welt, Natur und Leben Verständnis entgegenbringen.

Betrachten wir nunmehr den tatsächlichen Stand der Schulen, wie er sich mir auf Grund der wiederholten Besuche, Notizen und Konferenzen dargestellt hat. Die Kritik ergibt sich nach den voraufgegangenen grundleglichen Erörterungen oftmals von selbst, ich beschränke mich auf Hinzufügung des Nötigsten, suche dagegen eine Reihe von Einzelzügen zusammenzufassen, die den Geist oder die Intentionen der betreffenden Schulgründung nicht uninteressant kennzeichnen.[1])

---

[1]) Über das jüdische Schulwesen, das aus dem Rahmen dieser Arbeit fällt, habe ich berichtet in den „Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins" 1905 Nr. 5 (S. 72—80), eingehender in „Altneuland", 1905 Nr. 11/12, 1906 Nr. 5.

II.

A. Mohammedanische Schulen.

Die Mohammedaner haben in Jerusalem zwei Tagschulen für Knaben, welche zugleich zwei Schulgattungen verkörpern, die ʿidādīe (höhere Schule, „Präparandenschule") und die madrase (oder mektab) ibtidāīe („Elementarschule"). Die dritte Gattung, die ruschdīe, welche als „Mittelschule" das Bindeglied zwischen beiden bildet, existiert in Jerusalem, seitdem vor etwa fünfzehn Jahren die ʿidādīe eingerichtet wurde, als selbständige Anstalt, wie z. B. in Jaffa, Hebron, Gaza, nicht mehr,[1]) sie hat aber ihre Existenz insofern gerettet, als die oberste Klasse der ibtidāīe und die drei unteren Klassen der maimūnīe — so heißt die Jerusalemer ʿidādīe — ihrem Lehrgang entsprechen.

Die fünfklassige maimūnīe baut sich auf der Elementarschule auf und umfaßt deren Schüler, soweit sie ihre Schulbildung vervollständigen wollen und in der Lage sind, die Schulbücher selbst zu beschaffen, etwa vom 10. bis zum 19. Lebensjahr. Sehr viele Schüler verlassen die dritte Klasse derselben mit der ruschdīe-Bildung; die begabtesten durchlaufen die beiden oberen Klassen (die eigentliche Präparandenschule), um dann zu ihrer weiteren Ausbildung in das Seminar zu Konstantinopel überzutreten. Hier sind auch die sieben Lehrer, welche gegenwärtig die 110 Schüler dieser „Realschule" unterrichten, vorgebildet.

Die ʿidādīe ist ausschließlich eine Bildungsschule, die dem Religionsunterricht und dem exakten Koranlesen wöchentlich nur zwei Stunden einräumt. Von Sprachen wird hier besonders die türkische als die offizielle gepflegt, daneben die französische, arabische und persische; außerdem wird Geographie, Algebra, Geometrie, Gesundheitslehre, Sittenlehre, Naturkunde, Chemie u. a. getrieben. Aber auch im Elementarschulwesen hat sich im letzten Jahrzehnt offenbar ein ganz bedeutender Umschwung vollzogen. Die Angaben, die Th. P. Hughes in seinem Dictionary of Islam[2]) s.v. „education" macht, treffen für das Jerusalemer Schulwesen keineswegs mehr zu, obwohl nicht außer acht gelassen werden darf, daß die hiesigen Verhältnisse infolge der enormen Konkurrenz auf dem Schulgebiete schwerlich die Regel darstellen.[3]) Aber nach den Angaben des mudīr il-mektab, des Ele-

---

[1]) Die einschlägigen Ausführungen Bauers a. a. O. dürften der gegenwärtigen Schullage nicht mehr ganz entsprechen.

[2]) London, Allen & Co., 1895.

[3]) Wir erlebten z. B. im Ostjordanlande in den Dörfern trotz Blechtafel und Tinte geradezu idyllisch-patriarchalische Schulverhältnisse.

mentarschuldirektors, macht sich auch auf dem Unterrichtsfelde der Gegensatz zwischen Alt- und Neutürken bemerkbar; „jene sind noch blind und möchten die neue Bildung gar nicht genießen"; die Regierung dagegen kann sich der überlegenen Geistesmacht abendländischer Kultur nicht mehr verschließen und fördert im Interesse der Volksbildung den neuen Kurs in Stadt- wie Landschulen.[1])

Schon vor zwanzig Jahren, als die Regierung das Schulwesen übernahm und den Schulzwang einführte, ist das Auswendiglernen des Korans abgeschafft worden; auch vorher hatte es nach der mir gewordenen Auskunft nicht sowohl als religiöse Pflicht denn als Ausweis für die Lehrbefähigung des von den Eltern erwählten schēch gegolten. Zugleich wurde damals das Wiegen des Rumpfes beim Lesen verboten, weil der Schüler keinen Nutzen fürs Gedächtnis davon habe[2]) und die Zeilenreihe leicht verlieren könne; in den größeren Städten wie Jerusalem, Jaffa, Gaza wurde auch die Benutzung der Matten an Stelle der Subsellien abgeschafft, sie wandern jetzt zu den Fellachen aufs Land hinaus, für die sie „gut genug" sind. Ob diese Anordnungen überall durchgeführt wurden, wie das heute in Jerusalem der Fall ist, steht dahin; daß es aber der Regierung neuerdings Ernst ist mit dem Anbau des lange vernachlässigten Feldes, beweisen die neuen, vor fünf Jahren erlassenen strengeren Unterrichtsgesetze. Ihnen kommen, wenigstens im Jerusalemer Bezirk, die Wünsche des mudīr maʿārif, des Chefs des Bezirksschulwesens, und des mudīr il-mektab entgegen, die mit Wehmut des einst hier so blühenden islamischen Schulwesens gedenken und die Jugendbildung aufrichtig fördern möchten.

Seit dieser Reform vom Jahre 1900 werden seitens des Schulleiters bezw. der Lehrer Haupt-, Versäumnis- und Pensenbuch geführt, das erstere enthält neben dem Namen der Kinder noch 8—9 sie betreffende Rubriken zur Ausfüllung. Die Kinder müssen regelmäßig

---

[1]) Auf meine Einwendung, daß die Reorganisation nach europäischem Muster erfolgt sei, erwiderte der Direktor: „Wir wissen nicht, wie die europäischen Schulen sind, aber die Ordnung kommt von Konstantinopel und kann darum wohl nur aus Europa stammen." Es war ihm offenbar ein peinlicher Gedanke, daß die christliche Kultur machtvoll den Eingang in die moslemischen Schulen erzwinge, obwohl er anderseits sich nicht schämte, im Interesse seiner Schule um etwaige Reformvorschläge zu bitten. Ein Ähnliches erlebte ich gelegentlich eines Besuches beim griechischen Patriarchen, wiewohl der Wunsch hier mehr eine Höflichkeitsphrase bedeuten mochte.

[2]) Das war bekanntlich die frühere Begründung (vgl. Lane, An account of the manners and customs of the modern Egyptians, London 1836, Bd. I, S. 65: „being thought to assist the memory"), an der man in Ägypten und seiner Bildungsmetropole El-Azharīje noch heute festhält.

zum Unterricht kommen und kommen gerne, so daß die Regierung von der Durchführung eines Strafgeldes für unentschuldigte Versäumnisse Abstand genommen hat. Auch etwaige Versäumnisse und Verspätungen der Lehrer werden täglich gebucht; die unentschuldigte Häufung derselben wird von der Regierung durch ein Strafgeld geahndet, das der mudīr maʿārif bei der monatlichen Gehaltzahlung in Abzug bringt.

Die ibtidāīe besteht aus einer, wenn man will zwei Anstalten, die aber von der Unterrichtsleitung als eine Schule gezählt werden.[1]) Die vier Schuljahre mit einjährigen Kursen, welche sie umfaßt, sind nämlich der großen Schülerzahl halber auf je zwei Klassen verteilt. Es ergeben sich also acht getrennte Klassen („Schulen", wie es bei den Mohammedanern heißt), von denen immer zwei im Unterrichtsgang parallel laufen. Dieser Volksschule mit Parallelklassen geht eine Kleinkinderschule mit täglich vierstündigem Unterricht vorauf, die Kinder lernen in ihr das „Sitzen", das Alphabet und die Elemente des Lesens und Schreibens. In der vierklassigen Volksschule wird der Unterricht durch Fachlehrer in täglich vier Stunden und vier Fächern erteilt; als Unterrichtssprache überwiegt die arabische, während sie in der höheren Schule hinter dem Türkischen und Französischen zurückstehen muß. Die einzelnen Fächer verteilen sich in der Elementarschule folgendermaßen:

1. Schuljahr:	Lesen	Schreiben	Koranlesen	Religion
2. „	Lesen	Rechnen	Koranlesen	Schön- u. Rechtschreiben
3. „	Koranlesen	Lesen	Schön- u. Rechtschreiben	Religion
4. „	Koranlesen	Geschichte	Lesen u. Schreiben	Rechnen

An Schulbüchern ist neben dem Koran in allen Klassen ein türkisch-arabisches Lesebuch aus Stambul vorhanden, das im dritten Schuljahre Lebensbilder wichtiger Persönlichkeiten, im letzten Jahre Abschnitte aus der Geographie und Geschichte bringt. Außerdem enthält es Abbildungen aus dem Tier- und Pflanzenreich, welche als Anschauungsmaterial notdürftig die geographischen Wandkarten ergänzen. Von diesen sind nur die für die Heimatkunde in Betracht kommenden vorhanden (Europa, Asien, Afrika), da sich der geographische Unterricht auf die Türkei beschränkt. Die sogenannten indischen Tafeln haben in dem neuen Jahrhundert unsern Schiefertafeln Platz gemacht, daneben

[1]) Schneller führt sie a. a. O. als zwei Tagesschulen auf (auch Hanauer in seinem Artikel „Strides in education in Palestine" in „Jewish Missionary Intelligence", February 1905), zählt außerdem irrtümlich die auf dem Haram gelegenen ḥabs eddamm als noch existierend auf. Eine Schule dieses Namens gibt es seit ca. 100 Jahren nicht mehr; an ihrer Stätte befindet sich jetzt unter dem gleichen zweckentsprechenderen Namen ein Gefängnis.

wird die Wandtafel, wie auch in den christlichen Schulen, häufig und zweckmäßig zu arabischen und türkischen Schreibübungen, die nebeneinander herlaufen, herangezogen.[1]) Die größeren Schüler schreiben mittelst kratzender Rohrfeder mit Tinte ins Heft; dabei liegt das Heft nicht auf dem Tisch, sondern sie halten es mit der linken Hand auf dem übergeschlagenen Knie, da das Fehlen der Tische in dem elterlichen Hausrat diese Schreibweise erfordert. Die Schreibübungen zerfallen in Schön- und Rechtschreiben, dazu kommt der dürftige Rechenunterricht. In den beiden oberen Klassen wird gegenwärtig auch türkische Sprachlehre getrieben.

Das Ziel der Schule beschränkt sich also keineswegs mehr ausschließlich auf das Lesen und Üben des Korans;[2]) aus der Koranschule ist seit fünf Jahren eine Anstalt geworden, die nach Angabe ihres Leiters mehr Gewicht auf die allgemeine Bildung und die weltlichen Elementarwissenschaften als auf die islamische Religionslehre legt. Natürlich ist die Jahrhunderte alte Schultradition keineswegs völlig abgebrochen, was schon äußerlich in der Gruppierung der Schule um die Gebetsstätte zutage tritt. Gelesen wird der Koran auch heute noch in planmäßiger Verteilung auf die vier Schuljahre von Anfang bis zu Ende, aber, obwohl in den beiden letzten Schuljahren die richtige Betonung beim Koranlesen eifrig und erfolgreich getrieben wird, doch eben nicht mehr als Lese-, sondern als Religionsübung, „damit die Kinder durch ihr Lesen gesegnet werden". Um übrigens das Abergläubische dieser Anschauung recht zu würdigen, will bedacht sein, daß die Koransprache als der schwerste der arabischen Dialekte gilt und also fast keiner der Knaben versteht, was er liest. Die Religionslehre als ein besonderes Fach ist seit jener letzten Reorganisation eingeführt, sie unterrichtet über die Zahl und Art der Waschungen, der Kniebeugungen und all der Riten und Gebete, die einem frommen Moslem ziemen. Der Stoff wurde von dem Religionslehrer in einer durchaus ansprechenden Weise vorgetragen und dann durch Abfragen eingeprägt.

Die Zahl der Lehrer beläuft sich mit dem Leiter auf 14, dazu kommen 6 Hilfslehrer. Jene sind meist auf El Azhar, der Kairener Universität, vorgebildet, diese haben die maimūnīe, die hiesige höhere

---

[1]) Ein kleiner Knirps schreibt auf Anweisung des Direktors an die Tafel: „Wir haben eine große Ehre bekommen durch Ihren Besuch."

[2]) Zu der Notiz Hughes (a. a. O.), auf das Lernen des Alphabets folge als Übung die Niederschrift der 99 Namen (Eigenschaften) Gottes, bemerkte der Direktor, dieselbe sei seines Wissens auch für die früheren Zeiten unzutreffend.

Schule, durchlaufen. Der älteste der Lehrer bezieht ein Monatsgehalt von 400 Piastern, die jüngeren 200, 150, 100. Die 20 Lehrer des Kollegiums zerlegen sich in die zwei Klassen der Religionslehrer („schēch“, 16) und der wissenschaftlichen („mu'allim“, 4), diese tragen im Unterschiede von jenen nur das Fes ohne die weiße Läffe.

Zwei der täglichen Unterrichtsstunden liegen am Vormittag von 8—9 und 10—11 Uhr; zwei am Nachmittag von ¾1—¾2 und ½3—½4. Die vier Stunden, welche diesen Schulstunden voraufgehen bezw. zwischen ihnen liegen, dienen als Vorbereitung für die kommende Unterrichtsstunde und liegen in den Händen der Hilfslehrer; den Schülern ist in dieser Zeit eine freiere Bewegung (Unterhaltung, Austreten u. a.) gestattet. Der Beginn des Unterrichts ist nicht an die Gebetsstunde (Hughes a. a. O.), sondern an den Sonnenaufgang gebunden; der Schluß erfolgt, sobald die Stimme des muezzins vom Minaret in die Klassen hineinschallt, deren Türen ständig — wie man mir sagte, der guten Luft halber — offen stehen; vom Hofe her gibt alsdann ein Trommelwirbel das allgemeine Zeichen zum Aufbruch. Der Lehrer begleitet auf Anweisung der Schulleitung die Kinder seiner Klasse, die aus den verschiedenen Stadtteilen kommen, nach Hause, um Unordnung und Zuchtlosigkeit zu verhüten. Die vierzigtägigen Hitzeferien schließen sich im Sommer an das Jahresexamen an; außerdem fällt der Unterricht in den Festzeiten, wie z. B. am Ramadan (8 Tage), am Beiram (7 Tage) und an den Geburtstagen des Sultans und des Propheten aus.

Gegenwärtig sind die beiden Parallelkurse in dem weiten Komplex des Serails vereinigt, da ein Gebäudesturz die vom Sultan Abd ul Medjed nach dem Krimkriege südlich von der Grabeskirche erbaute Schule (dschāmi'el-'umari) vorübergehend zum Auszug gezwungen hat. Infolge dieser Unregelmäßigkeit fanden sich in zwei Klassen Matten statt der Bänke, was bereits durch die Legion der Schuhe und Pantoffeln draußen vor der Tür angekündigt wurde. Die Bänke stehen, wie in unseren Schulen, hintereinander, ein Mittelgang ist für den Lehrer freigelassen. Die weißgetünchten Wände weisen in allen Klassen das Bild der heiligen Städte (Mekka und Medina) auf, die Wandtafel fehlt nirgends. Der ganze große Schulkomplex ist um eine kleine Moschee (mesdschid) gruppiert, die den religiösen Übungen der Kinder dient; der Leiter empfand die baulich recht verworrene Anlage als eine Rückständigkeit und bezeichnete den Bau eines stattlichen Schulhauses, wie die maimūnīe es seit anderthalb Jahrzehnten in der Nähe des Herodestores aufweist, als ganz nahe bevorstehend.

Die Schülerzahl schwankt zwischen 600 und 700, auf die Kleinkinderschule kommen rund 100, auf das 1. Schuljahr 200, auf das 2. 120, auf das 3. 100, auf das 4. 90 Kinder. Die Schule umfaßt das Alter von 7—12 Jahren und setzt sich aus den Knaben aller Stände, bis hinauf zum Sohne des Pascha, zusammen; die strebsameren, die nach der Äußerung des Direktors meist unter den ärmeren Kindern zu suchen sind, gehen nach Absolvierung dieser Klassen, wie schon erwähnt, in die höhere Schule über. Die Lehrmittel läßt die Regierung in beiden Anstalten zweckmäßig von den Kindern beschaffen, nur für die Vollwaisen tritt die Schule ein. Schulgeld wird nirgends erhoben, auf die Anfertigung der häuslichen Arbeiten wird gehalten. Als Strafen sind im Gebrauch das Eckenstehen, das Sitzen vor der Tür auf dem Hofe, der öffentliche Tadel vor Schülern und Lehrern, die zwei- bis dreiwöchige Zurückweisung vom Schulbesuch und die endgültige Abweisung. Schläge werden selten angewandt, während Stockhiebe auf die Fußsohle nach Lane[1]) vor 70 Jahren das gewöhnliche Strafmittel waren. Auch das Schlagen der Kinder durch die Torwächter (Schuldiener) ist verboten, doch zeigte der Augenschein in einer Nachmittagspause, in der kein Lehrer anwesend war, daß Torwächter und Schüler einander wert waren. Jene prügelten aufs roheste mit der Lederpeitsche und fluchten nach mohammedanischer Art dazu, diese gaben sich in der öffentlichsten Weise der Befriedigung ihrer Bedürfnisse hin und verübten groben Unfug. Die Schulleitung erstrebt mit Ernst eine Besserung von Zucht und Sitte; in Anbetracht der Schäden und Verwahrlosungen in Volks- und Familienleben wird man sich begnügen müssen, von der Zukunft in größerem Maßstabe erziehliche Erfolge zu erhoffen.

Rückblickend dürfen wir jedoch schon heute sagen, daß das alte mohammedanische Unterrichtswesen in Jerusalem geschwunden ist. Gepflegt und fortgepflanzt wird von ihm, was für den Bestand der islamischen Staatswelt unerläßlich ist, d. i. der Koran. Aber im übrigen ist der Sinn für geistigen Fortschritt und veränderte Zeitbedürfnisse erwacht. Das abendländische christliche Kultur- und Geistesleben hat sich im Orient durchzusetzen gewußt und unmerklich den starren, eigensinnigen Konservatismus des Islam erweicht, so daß Urteile über das moslemische Elementarschulwesen Jerusalems, wie Tobler (a. a. O. S. 445: „ein nicht viel minder als barbarischer

[1]) a. a. O. Bd. I, S. 65 Anm. Vgl. die Beschreibung dieses Verfahrens bei Tobler, Denkblätter (1853), S. 452 f., und Klein, Mitteilungen über Leben, Sitten und Gebräuche der Fellachen in Palästina ZDPV IV (1881), S. 68.

Zustand") oder Schwarz (bei Tobler a. a. O.: „a most miserable condition") sie vor 50 Jahren fällten, dem gegenwärtigen Bestande nicht mehr gerecht werden und, statt urteilslos fortgepflanzt, berichtigt werden sollten. Diese Elastizität ist für die Zukunft des Islams wichtig und verheißungsvoll genug, denn aus der Volksschule nimmt die Volksbildung ihre Kräfte; eine solide Volksschulorganisation kann der Unterbau für eine zeitgemäße Reform des gesamten Volkslebens werden.

Eine andere Frage ist freilich, wie viele der mohammedanischen Kinder von diesen Segnungen der Schule erreicht werden. Nach dem türkischen Staatskalender für Syrien vom Jahre 1871 zählte die Stadt Jerusalem 7 moslemische Schulen mit 341 Schülern,[1]) nach Schneller a. a. O. 4 mit 950 Kindern, nach meiner Aufnahme sind 3 Schulen zu zählen mit 1070 Schülern (die ibtidāīe mit 610, die maimūnīe mit 110, daneben eine Mädchenschule mit 350 Kindern). Der Schulbesuch bewegt sich also in aufsteigender Linie, obwohl die Zahl der Schulen sich verringert hat und obwohl der Schulzwang, der seit 10—20 Jahren gesetzlich existiert, noch viele offenkundige Lücken aufweist. Der Grund für diese Tatsache liegt eben mit darin, daß die Einrichtung mohammedanischer Schulen mit dem in der Bevölkerung erwachten Bildungsbedürfnis nicht Schritt gehalten hat. Wie wichtige Aufgaben der Regierung auf diesem Gebiete noch harren, zeigt der Umstand, daß nach Angabe der Leiterin der Mädchenschule, einer christlichen Amerikanerin,[2]) regelmäßig bei Beginn des Schuljahres viele schulpflichtige Mädchen aus Mangel an Raum zurückgewiesen werden

[1]) Vgl. ZDPV VI (1883), S. 106.

[2]) Ein weiterer interessanter Beleg für das ernsthafte Bestreben der türkischen Regierung nach Besserung der Schulen, selbst für die viel geringer gewerteten Mädchen, liegt darin, daß die Regierung vor sieben Jahren an die weiblichen Glieder der hier ansässigen Amerikanischen Kolonie das Ansinnen stellte, die Leitung der mohammedanischen Mädchenschule zu übernehmen. Die Kolonie lehnte es anfangs ab, übernahm dann aber auf Drängen der Regierung Leitung und Unterricht in der Schule unter der Bedingung völliger Organisations- und Bewegungsfreiheit, was bereitwillig zugestanden wurde. Infolgedessen steht jetzt die Jerusalemer Elementar-Mädchenschule unter den moslemischen Schulen gleicher Ordnung einzig da. In den sechs Klassen unterrichten 14 Lehrerinnen, unter ihnen fünf von der Amerikanischen Kolonie. Der Koran wird nicht mehr nach früherer Weise sechs Stunden des Tages getrieben, sondern eine Stunde, ferner wird unterrichtet im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Geographie, im Arabischen und Türkischen und — nicht zuletzt — in den weiblichen Handarbeiten, im Stricken, Nähen, Bügeln usw.; für das Stricken ist auf Veranlassung der christlichen Lehrerinnen sogar eine Strickmaschine aus Schweden beschafft worden! Freilich hat es viel Mühe gekostet, die Mohammedaner mit der Erkenntnis auszusöhnen, daß für Mädchen noch weiteres nötig und nützlich ist als das Koranlesen und die Elemente der weiblichen Handarbeit.

müssen.[1]) Die Folge ist, daß mit der Einziehung des Strafgeldes, wo ein solches auf die Schulversäumnis gesetzt ist, nicht strikte verfahren werden kann. Hinsichtlich der Knaben fehlt es ebenfalls zum Bedauern des Volksschulleiters an der hinreichenden Zahl von Lehrern, so daß sich eine strenge Durchführung des gesetzlichen Schulzwanges verbietet. Außerdem verzichtet man z. B. da auf die Durchführung desselben, wo etwa in der Familie nur ein Knabe vorhanden ist, der dem Vater in seiner Hantierung zur Seite stehen kann.

Von Interesse ist das Zukunftsprogramm der Jerusalemer Schule, das neue allgemeine maʿārif el-ʿumūmīe ders jeduällärider (Programm des Unterrichts in den allgemeinen Kenntnissen). Obwohl es bereits 1902 von der Regierung im Druck veröffentlicht ist, ist es bezeichnenderweise erst kürzlich von Stambul hier eingetroffen und wird nun im nächsten Jahre (1906) durchgeführt werden. Es gliedert die türkischen Schulen in die drei bereits genannten Gattungen der mekātib ibtidāīe, ruschdīe, ʿidādīe. Die ersteren beiden werden künftig nur 3 Schuljahre, die ʿidadīe 4 umfassen. Der Stoff für die ibtidāīe, die uns hier in erster Linie interessiert, ist in folgender Weise verteilt:

1. Schuljahr (24 Wochenstunden):
   Alphabet arabisch und türkisch. — Vokalisierte Schrift arabisch (nicht türkisch).
   Lesen " " " — Koranlesen, ein bestimmter Teil.
   Schreiben " " " — Religion.
   Täglich je 1 Stunde Lesen, Schreiben, Türkisch, Religion.
2. Schuljahr (23 Wochenstunden):
   Koranlesen (6 Std.). — Rechnen (3 Std., Kenntnis der Ziffern und Zusammenzählen).
   Religion (3 Std.). — Schreiben (5 Std., nach Vorlagen).
   Lesen (6 Std., mit Deklamation von Lesestücken)
3. Schuljahr (24 Wochenstunden):
   Koranlesen (5 Std.). — Lesen (3 Std., das Lesebuch bringt geographische, naturkundliche und gewerbliche Abschnitte).
   Koranbetonung (3 Std.). — Rechnen (3 Std., das Einmaleins gründlich und die 4 Rechnungsarten).
   Religion (2 Std.). — Geschichte des türkischen Reiches (2 Std.).
   Die Mädchen sollen statt Geschichte und Geographie Handarbeit treiben.

Man kann nicht behaupten, daß dieser neue Lehrplan angesichts der Aufgaben der Gegenwart befriedigt; liebe- und verständnisvoller scheint der für die Mittel- und die höhere Schule bearbeitet zu sein.[1])

[1]) Ganz ähnliche Erfahrungen lassen sich in dem Schulleben der jüdischen Evelina von Rothschild-Mädchenschule aufweisen.

[2]) Eine eingehendere Darlegung der türkischen Lehrplanreform werden demnächst die „Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins" bringen.

B. Die christlichen Schulen.

1. Die Tagesschule der orthodoxen Kirche.

Die Griechen besitzen seit dem Jahre 1900, was von mohammedanischer Seite für die allernächsten Jahre erstrebt wird, ein stattliches, geräumiges und hygienisch orientiertes Schulgebäude in der Nähe des Neuen Basars am Jaffatore („palais scolaire“, wie es Evagre einmal nicht mit Unrecht nennt). Die heilige Synode hat sich, um der Propaganda der vielnamigen Widersacher zu begegnen, neuerdings zu einer stufenweisen Beschaffung imponierender Schulbauten entschlossen, wovon neben Jerusalem zunächst Jaffa und Bethlehem Zeugen sind.[1])

Aber wichtiger ist der Versuch einer inneren Reorganisation des griechischen Schulwesens, dem man, mag er auch nur aus der Not der Zeit, d. h. aus dem Verlust der eigenen Kinder an die übrigen Konfessionsschulen und aus den Fortschritten der Russen auf dem Schulgebiete, geboren sein, die Anerkennung nicht versagen kann. Die griechische Kirche hat offenbar, wiewohl zu ihrem Schaden spät, die Wichtigkeit der Elementarbildung begriffen. Aus diesem Grunde hat sie den jetzigen Direktor der Tagschule, der zugleich das Seminar leitet, vor wenigen Jahren nach Europa geschickt, um das europäische Schulwesen, speziell das schweizerische, zu studieren und dann — das geschah im Jahre 1903 — die hiesige Schule nach dortigem Muster umzuwandeln. Aus dem gleichen Grunde plant der Patriarch neben einer weiteren Reorganisation der bestehenden Tagschule in deutsch-schweizerischem Sinne im kommenden Jahre (1906) die Gründung von drei weiteren Elementarschulen in Jerusalem und einer Handelsschule in Jaffa. Als eine Frucht dieser Bestrebungen stellt sich auch die Herausgabe eines festen, einheitlichen Lehrplans (*προγραμμα*) sowie eines Reglements (*κανονισμος*) für alle Schulen dar, die allerdings durch die von Jahr zu Jahr fortschreitenden Schulgründungen immer dringlicher erfordert wurde. Beide Arbeiten sind im Jahre 1903 in einer neugriechischen und einer arabischen Ausgabe erschienen. Das Schulprogramm, das mir vorliegt,[2]) behandelt auf 162 Seiten die

---

[1]) Vgl. den Jahresbericht des Scholarchen *αἱ σχολαι του ἱερου κοινου του παναγιου ταφου κατα το σχολικον ἐτος* 1903—1904 im ersten Jahrgang der kirchlichen Zeitschrift *Νεα Σιων, τευχος δ'*, S. 377 ff. (Juli/August 1904).

[2]) *Ἀναλυτικον προγραμμα των μαθηματων των ὑπο του ἱερου κοινου του π. ταφου ἐν τῳ κλιματι του πατριαρχικου θρονου Ἱεροσολυμων συντηρουμενων δημοτικων και ἀστικων σχολειων των ἀρρενων. Ἐν Ἱεροσολυμοις*, 1903.

Kleinkinderschule, die vier-, drei-, zwei- und einklassige Volksschule (δημοτικον σχολειον) und die ihr übergeordnete Bürgerschule (ἀστικον σχολειον).

Für die Jerusalemer Schule befindet sich ein spezieller κανονισμος in Vorbereitung. Sie baut sich, nachdem das ζητημα σχολικον, der Schulstreit der letzten Jahre, der das Verhältnis von Kreuzkloster und griechischem Seminar bezw. Elementarschule betraf, endgültig beigelegt ist,[1]) in 7 Klassen auf, deren 4 untere die Tagschule bilden und annähernd den Forderungen des ἀστικον entsprechen — ihr offizieller Name ist σχολαρχιον —, während die 5.—7. Klasse das „griechische Seminar in der Stadt Jerusalem" ausmachen, aus dessen Reihen die niederen verheirateten Kleriker und die Lehrer hervorgehen. Ein Übergang der Seminarzöglinge in die „Theologische Schule" des Kreuzklosters und damit eine Anwartschaft auf die Ämter des höheren Klerus ist unter Zustimmung des Patriarchen möglich, wenn sich die Aspiranten draußen in der Praxis drei Jahre lang bewährt haben; die 7. Klasse der Tagesschule (des Seminars) und die 1. der theologischen laufen gegenwärtig in ihrem Lehrgang parallel.

Die Anstalt wird zurzeit von 316 Schülern besucht, 256 Tagschülern im Alter von 8—16, auch 18 Jahren, und 60 Seminaristen im Alter von 12 oder 14—18 Jahren (darunter 50 Araber und 10 Griechen), die in einem Internat gesammelt sind; auch von den Tagschülern fallen 20 wegen ihrer großen Armut dem Patriarchatskloster zur Unterhaltung zu. Es sind durchweg christliche, griechische Kinder; die Zahl der Mohammedaner beläuft sich auf 5. Der Unterricht wird von 13 weltlichen Lehrern und dem geistlichen Direktor erteilt, der seine Studien in Bern mit der theologischen Doktorwürde abgeschlossen hat; 4 der Lehrer sind Araber, 9 Griechen, die jedoch sämtlich die arabische Sprache sprechen. Sie sind in den Kollegien von Athen, Beirut, Konstantinopel vorgebildet, zum Teil auch Autodidakten. Die Unterrichtszeit liegt von 7—11 und 1—4 Uhr; die gehäufte Stundenzahl vernotwendigte sich in Anbetracht der zahlreichen griechischen Feste, durch welche viele Wochentage dem Unterricht verloren gehen. Die Schulzucht wird neuerdings in der Weise geübt, daß eine fünfmalige unentschuldigte Versäumnis endgültig vom Schulbesuch ausschließt. Klassenbücher mit Rubriken für Anwesenheit und Führung sowie für das durchgenommene Stundenpensum üben die Kontrolle über Schüler und Lehrer, auf eine sorgfältige und liebevolle Erfüllung des Erziehungsauftrages seitens der letzteren dringt nachdrücklichst der Schluß

[1]) Vgl. darüber den oben angeführten Schulbericht.

des vorhin erwähnten, von hohem sittlichen Ernst getragenen Jahresberichtes. Die Teilnahme an dem Gottesdienst, den der Direktor am Sonntag, morgens 8 Uhr, in der Demetriuskapelle der alten Schule hält, ist für alle Knaben obligatorisch; während der täglichen Messen und Gebete bleiben die mohammedanischen Tagschüler in der Klasse zurück.

Eins der Ziele des Unterrichts ist es, die Knaben im Gebrauche der griechischen Sprache fest zu machen, daher herrscht im Unterricht wie auch in den Pausen überwiegend bezw. ausschließlich diese Sprache. Auf der Unterstufe gehen neben den griechischen Unterrichtsstunden für dieselben Fächer viele arabische Parallelstunden einher, was die folgende Tabelle der wöchentlichen Lehrstunden bestätigt:

1. und 2. Schuljahr (je 34 Wochenstunden):		3. Schuljahr (38 Wochenstunden):		4. Schuljahr (39 Wochenstunden):	
Religion griech.	3 Std.	Biblische Geschichte	3 Std.	Biblische Geschichte	3 Std.
arab.	2 „	Griechisch	12 „	Patristik	2 „
Griechisch	7 „	Arabisch	10 „	Griechisch	10 „
Arabisch	7 „	Rechnen	3 „	Arabisch	10 „
Rechnen griech.	2 „	Anschauung griech.	1 „	Rechnen	3 „
arab.	2 „	franz.	2 „	Schönschreiben	3 „
Anschauung griech.	2 „	Schönschreiben	2 „	Zeichnen	1 „
arab.	2 „	Rechtschreiben	1 „	Französisch	5 „
Schönschreiben griech.	2 „	Zeichnen	2 „	Griechische Geschichte	3 „
Singen	1 „	Französisch	2 „		
Turnen	1 „				
Kopfrechnen	1 „				

Die beiden Unterklassen, deren Stundenplan ganz gleich läuft, sind in mehreren Fächern, wie z. B. dem Religionsunterricht, dem Kopfrechnen u. a., kombiniert; die Unterrichtsbücher, z. B. das biblische Geschichtenbuch, der Leitfaden der Palästinageographie, bringen den Stoff in griechischer und arabischer Sprache; jene ist die Lernsprache für die Pensen, diese dient den Kindern zur Erleichterung des Verständnisses. Die französische Sprache wird in der 3. Klasse durch den Anschauungsunterricht eingeführt und in der 4. weitergepflegt. Dem türkischen Sprachunterricht, der im Lehrplan des ἀστικον mit zwei Wochenstunden vorgesehen ist, kann aus Mangel an Zeit keine Lehrstunde eingeräumt werden; wohl aber wird im nächsten Jahre (1906) in der Oberklasse der Tagschule und im Seminar das Englische

[1]) Im Jahre 1902 waren es nach den Aufstellungen des Frère Evagre 105 Elementarschüler und 40 Seminaristen; 1904 insgesamt 150—200 Schüler (Oeuvre des écoles d'Orient, Nr. 248 und 262).

als Unterrichtsgegenstand eingeführt werden, so daß die Seminaristen dann Unterricht empfangen in der griechischen, arabischen, französischen, englischen und (in den beiden Oberklassen) türkischen Sprache. Die kirchliche Musik wird in besonderen Stunden getrieben.

Im einzelnen zerlegt sich der Religionsunterricht auf der Unterstufe in Einübung der Gebete und einer Reihe biblischer Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament. In den beiden oberen Klassen kommen Leseabschnitte aus dem Psalter, den Evangelien, dem Oktoech,[1] sowie eine kurze Unterweisung über den Dekalog, das Glaubenssymbol, das Vaterunser, die Makarismen, die Kirche und ihre Mysterien hinzu; außerdem werden die Grundzüge der Kirchengeschichte und die Geographie des heiligen Landes behandelt; leider ist in dem geographischen Leitfaden trotz der starken Häufung des Stoffes die Brücke von der biblischen Geographie zur heutigen Heimatkunde, die zugleich den Stoff lebensvoller gestaltet hätte, nicht geschlagen.

Der griechische und arabische Sprachunterricht laufen in den ersten Schuljahren in Auswahl und Verteilung des Stoffes völlig parallel und umfassen Sprechübungen bezw. Anschauungsunterricht (Schule, Kirche; Haus, Hof; Körper und Nahrung des Menschen ꝛc.), Lesen (möglichst fertig und sinngemäß, mit Besprechung des Gelesenen), Sprachlehre (im 1. Jahre im Anschluß an die Lesestunde) und Rechtschreibung, dazu griechische Gedichte und griechische Schreibübungen. Auf der Oberstufe kommt zur Übung des geläufigen, sinngemäßen Lesens das „ethische" hinzu, zur Grammatik und Orthographie die Syntax (Satzlehre) und Aufsatzübungen (Erzählungen, Beschreibungen, Briefe). Das Rechnen schreitet schriftlich und mündlich von den vier Grundrechnungsarten mit unbenannten und benannten Zahlen im Raum von 1—20 und 1—100 (Klasse 1 und 2) fort zu den gleichen Übungen im Zahlenkreis von 1—1000 und im unbegrenzten Zahlenraum; daran schließt sich die Lehre von den Brüchen, die Regeldetri und das Dezimalsystem.

Der Lehrplan weist unverkennbar auf seinen europäischen Ursprung hin, wiewohl der Stundenplan mancherlei Fragen, zu denen er anregt, offen läßt; dem Lehrstoff möchte man im Interesse der

---

[1]) Der *'Oκτωηχος* enthält nach Kattenbusch, Konfessionskunde, Bd. I, S. 485 f. die Canones und losen Troparien bezw. Hymnen, die nicht zum *Τριῳδιον* gehören, und wird bei den Stundenfeiern von der Vesper des Sabbats bis zur Liturgie des Sonntags gebraucht. [In Jerusalem wird jetzt benutzt eine *ἐπιτομη* des *ὀκτωηχος* des Johannes Damascenus, auf Befehl des Patriarchen Gerasimos 1894 herausgegeben. Das Glaubensbekenntnis, Schul- und Tischgebete sind der Ausgabe beigegeben. Dalman.]

Kindesbildung eine mehr gemütliche als verstandes- oder gar rein gedächtnismäßige Behandlung, mehr ein gegenseitiges Erarbeiten als ein einseitiges Dozieren wünschen. Aber am wenigsten befriedigt die Methode. Nicht die Klasse wird für gewöhnlich seitens des Lehrers in Anspruch genommen und zur Beteiligung angehalten, sondern nur ein einzelner Schüler erscheint beschäftigt, während die anderen großenteils nicht folgen. Das liegt zum Teil daran, daß der einzelne im eigentlichen Sinne des Wortes aus der Gesamtheit herausgegriffen und ausschließlich am Katheder oder an der Wandtafel geprüft wird, was dann allerdings zwischen diesem und dem Lehrer ein Kolloquium zur Folge hat; zum Teil auch daran, daß nicht die genügende Anzahl der Bücher bezw. Fibeln vorhanden ist, so daß das Lesebuch nach Bedarf von Hand zu Hand wandert. Als eine bemerkenswerte Erscheinung verdient das Geschick der Kinder, sich selbständig auszudrücken und die Gedanken zu gestalten, Erwähnung. Diese Gewandtheit beruht aber auf der nationalen Veranlagung, ist darum kein Monopol einer einzelnen Schule.

2. Die lateinischen Tagesschulen.

In Betracht kommen die „schola parochialis puerorum“ der Franziskaner, die römisch-katholische Gemeindeschule Jerusalems, und die „école paroissiale primaire dirigée par les frères des écoles chrétiennes“.

Jene ist seit alters mit dem conventus ssmi salvatoris in Hierusalem verknüpft, ihr steht eine fünfklassige Mädchentagesschule mit dem gleichen Lehrplan, nur ohne die englische Sprache, zur Seite, die von den Schwestern des heil. Josephs geleitet wird.[1]) Die Schulbrüder, die seit Jahrzehnten im Orient an der Arbeit stehen, wurden vor gut 25 Jahren von dem damaligen Jerusalemer Patriarchen Bracco und dem Franziskanerkonvent gerufen und eröffneten am 14. Oktober 1878 die erste Frères-Schule. Sie übernahmen die Anstalt der Franziskaner unter der Bedingung, daß sie Parochialschule bleibe, und setzten die franziskanische Tradition auch darin fort, daß sie Kinder aller Konfessionen aufnahmen; gegenwärtig haben sie z. B. außer den Lateinern und Griechen mehrere Juden und zehn Mohammedaner. Dagegen schafften sie, um der Bettelhaftigkeit der Kinder zu steuern, die tägliche Brotverteilung ab, lieferten die Schulbücher auch nur an

---

[1]) Vgl. Status descriptus almae seraphicae custodiae seu provinciae et missionis terrae sanctae anno Domini MCMIII. Hierosolymis, ex typographia PP. Franciscalium 1903.

die lateinischen Kinder.[1]) Nach elf Jahren, im März 1889, als der Andrang der Kinder eine Vermehrung der Klassen bedingte, eröffneten die Franziskaner ihre alte Schule wieder, doch nehmen sie seither nur lateinische Schüler auf; die Lieferung der Schulutensilien und die Verteilung von Brot, Kleidern, Wäsche u. dgl. an die armen Kinder, wohl auch an deren Angehörige, setzen sie fort. Ein Schulgeld wird in keiner der beiden Tagschulen erhoben. Die Frères haben beim „Neuen Tore" ein prächtiges Schulgebäude, das den Vergleich mit dem der Griechen nicht zu scheuen braucht und die Reste der sogenannten Goliatsburg (kaṣr dschālūd) umschließt; große, helle Zimmer, denen in einer Nische die Muttergottesstatue den religiösen Charakter verleiht, einen schönen Spielplatz mit Turngeräten, dessen gedeckte Wandelhalle auch bei Regenwetter und in Sonnenglut den Aufenthalt im Freien gestattet. Die Schule der Franziskaner kann in dieser Beziehung einen Vergleich nicht aushalten; die Klassen sind alte, innen und außen verbaute Räume in dem alten Klosterkomplex, denen man recht viel Licht und Luft wünschen möchte.

Wichtiger als die bisher berührten Unterschiede ist jedoch für unsere Frage der Geist, in dem in beiden Schulen der Unterricht erteilt wird. Die Schule der frères chrétiens ist eine rein französische Anstalt, ihr verdienter Direktor, jetzt Provinzialvisitator und Leiter des Noviziats in Bethlehem, Frère Evagre, liebt die Jugend dieses Landes ebenso glühend wie sein Frankreich. Von den 14 Frères-Lehrern sind 10 Franzosen, die zum Teil die arabische Sprache gar nicht verstehen, 4 sind Eingeborene. Bei den Franziskanern ist das Verhältnis umgekehrt, 5 sind eingeborene fratres tertii ordinis, nur 2 sind fremde, weltliche, für die französische und englische Sprache. Da aber die Lehrer für den Geist und die Arbeit einer Schule der eigentlich bestimmende Faktor sind, ergibt sich von selbst, daß die Franziskanerschule die arabische Heimatsprache, die Schulbrüderanstalt das Französische in den Vordergrund rückt. Dort hat der Leiter, Fra Diego d'Aleppo, eine Reihe der im Gebrauch befindlichen arabischen Schulbücher (z. B. die für den Religionsunterricht, das Rechnen, die Sprach- und Satzlehre) selbst mit Fleiß und Geschick bearbeitet, hier wird mit Ausnahme des arabischen Sprachunterrichts aller Unterricht, auch der religiöse, in französischer Sprache erteilt. Dort wird in den Schulpausen mit Ausnahme der Mittagszeit arabisch gesprochen, hier ausschließlich

---

[1]) Vgl. Jérusalem moderne, histoire du mouvement catholique actuel la ville sainte, par l'abbé Conil. Paris und Lyon 1894, S. 125 ff.

französisch. Als ein Ausfluß französischen Wesens bezw. französischer Pädagogik ist es auch zu beurteilen, wenn draußen in der Vorhalle die Namen der besten Monatsschüler aus den verschiedenen Klassen, die durch Auszüge aus den Wochenzeugnissen festgestellt werden, unter Glas hängen, und wenn jährlich Prämien in verschiedenen Abstufungen ausgeteilt werden, prix d'excellence, prix de composition und prix de satisfaction.

Bei der letzteren Praxis darf man allerdings nicht übersehen, daß in den Tagesschulen der lateinischen wie der griechischen Kirche überhaupt auf öffentliche Prüfungen ein großes — zu großes — Gewicht gelegt wird. Die griechische Tagschule hält z. B. monatlich schriftliche Prüfungen ab; für das große öffentliche Examen im Juni jedes Jahres, zu dem außer den Eltern Patriarch und Synode sich einstellen, hat sie einen prachtvollen Prüfungssaal, dessen Wandfläche eine vorzügliche Kopie der berühmten Madabakarte von deutscher Künstlerhand schmückt. Die Frères-Schule hält monatliche (vor dem Inspektor und Direktor), vierteljährliche (vor dem gesamten Kollegium), halbjährliche (vor dem Schulrevisor) und Jahresschlußprüfungen ab, zu denen die Brüderschulen von Bethlehem, Jaffa, Beirut, Alexandrien ihre Vertreter entsenden. So mag dies Prämien- und Prüfungswesen mit auf die Eitelkeit des arabischen Volkscharakters zu schreiben sein, der das Konkurrenzstreben der Anstalten Rechnung trägt. Als etwas Spezifisches, und zwar etwas spezifisch Französisches, dürfte sich aber die Einrichtung eines großen Theatersaals mit Bühne im Souterrain der Brüderschule darstellen. Hier werden von den Lehrern mit den Knaben Aufführungen veranstaltet, die sich an die monatlich in diesem Saal stattfindende Verlesung der Prüfungsergebnisse anschließen, welche sonst „zu langweilig" wäre. Hier findet sich ferner eine Bibliothek für die jetzigen und die früheren Zöglinge. Auch die letzteren stellen sich — das ist eine weitere und eine weisere Eigentümlichkeit dieser Schule — gern und zahlreich zu den abendlichen Fortbildungskursen wie zu den Sonntagsunterhaltungen (Theater ꝛc.) ein. Überhaupt scheint das Zusammengehörigkeitsgefühl in dieser Schule stark gepflegt und ausgeprägt zu sein, wenn man auch die Erziehungsmittel nicht alle zu billigen vermag. So werden z. B. die Knaben am Sonntag, um beschäftigt und unter Aufsicht zu sein, nicht bloß zum Gottesdienst, sondern auch zu technischen Unterrichtsstunden, wie Schreiben und Zeichnen, herangezogen.

Wenden wir uns nunmehr der speziellen Stoffanordnung und Lehrmethode zu! Die école paroissiale du S. Sauveur à Jérusalem

umfaßt 5 Klassen mit 140 Schülern.[1]) In allen Klassen wird täglich 2 Stunden Arabisch, 2 Stunden Französisch, von der 3. Klasse an auch 1 Stunde Italienisch [2]) und in der 1. Klasse seit drei Jahren noch 2 Stunden Englisch gelehrt; die Sprachkultur erscheint also hier auf die Spitze getrieben. Infolgedessen — oder trotzdem? — sind die Knaben der 1. Klasse, wie ich mich überzeugte, dank ihrem ausgeprägten Sprachtalent dahin gebracht, daß sie selbständig einen französischen Brief an die Tafel schreiben, quittierte Rechnungen anfertigen, französische Gebete singen, Gedichte ausdrucksvoll deklamieren. Allerdings bestärkt der Umstand, daß viele Knaben von hier zur gründlichen Erlernung der französischen Sprache an die Frères-Schule übergehen, in der Meinung, daß die Fertigkeit doch nur eine äußerliche, angenommene ist. Im einzelnen verteilen sich die Unterrichtsfächer in folgender Weise auf die verschiedenen Sprachgebiete: Arabisch: Grammatik, Syntax, Rechnen, Katechismus, Lektüre, Geschichte, Aufsatz und Diktat. Französisch: Grammatik, Syntax, Lektüre, Briefstil, Geographie (in der 1. Klasse, 4 Stunden wöchentlich), Zeichnen, ausgewählte Memorierstücke, Aufsatz und Diktat. Italienisch: Grammatik, Lektüre, ausgewählte Memorierstücke, Aufsatz und Diktat. Englisch: Grammatik, Lektüre, Diktat, Katechismus.

Die Unterrichtszeit liegt täglich von 8—11 und 1—4 Uhr; der Schulbesuch ist ein regelmäßiger, da morgens die dreiviertelstündige Messe voraufgeht, an der die Kinder teilnehmen müssen; eine etwaige Verspätung muß nach Schluß der Schule um 11 Uhr nachgeholt werden. Nachmittags schließt sich an den Unterricht eine Andacht an, (von 4—5 Uhr), den sonntäglichen Gottesdienst haben die Kinder vor- und nachmittags zu besuchen. Bei der Behandlung der biblischen Geschichte, die in arabischer und italienischer Sprache gelesen wird, fällt mir auf, daß die Geschichte rein als Lesestoff benutzt wird, den man teils ganz unerklärt läßt — so im Arabischen z. B. Matth. 6 in Klasse 3 —, teils zu rein grammatischen Übungen verwendet — so im Italienischen —, wiewohl doch neben der Piccolo Storia Sacra auch ein Sillabario im Gebrauch ist. Trotzdem wissen natürlich auch die Knaben der untersten Klasse die Gebote, das Paternoster, den engelischen Gruß, die sieben Sakramente auf arabisch ohne Anstoß herzusagen.

---

[1]) Der Status descriptus pp. führt im Jahre 1903 für die Knabenschule 160, für die Mädchenschule 200 Kinder auf; 1902 waren es nach der Aufstellung des Frère Evagre (Oeuvre des écoles d'Orient Nr. 248) 90 Knaben.

[2]) Die Leitung des Franziskaner-Ordens in Jerusalem liegt in den Händen der Italiener; der Schulleiter spricht neben seiner arabischen Muttersprache nur italienisch.

In den beiden Elementarklassen (der 4. und 5.) unterrichten, nominell unter Aufsicht des Leiters, zwei jugendhafte Hilfslehrer, die ihrem Beruf nach keiner Weise gewachsen erscheinen. Aufgezogene Lesetafeln an der Wand mit arabischen und lateinischen Lettern kennzeichnen die Aufgabe dieser Klassen. Die unterste derselben hat keine Bänke, die Kinder stehen und hocken in Gruppen umher.

Die École des Frères des Écoles Chrétiennes hat sich in diesem Jahre (1905) in zwei Sektionen zerlegt, zu der alten école gratuite (1875) mit 190 Schülern ist, aus ihr hervorgewachsen, auf Anregung der Eltern eine école payante hinzugekommen, die natürlich erst im Ausbau begriffen ist; gegenwärtig zählt sie 46 Schüler (in Summa 256).[1] Die Schüler zahlen in dieser Sektion monatlich 8 Frs. Schulgeld; diejenigen, welche Mittag und Vesperbrot in der Schule empfangen, 20 Frs.

Die niedere Sektion zerlegt sich in 4 Klassen mit je 2 Abteilungen. Das Abteilungswesen erschwert dem Lehrer die Arbeit, fordert deshalb auch doppelte Gewandtheit und Geschicklichkeit von ihm, damit nicht die Beschäftigung mit der einen Abteilung der anderen, schriftlich, wohl auch gar nicht beschäftigten ein Anlaß zum Müßiggang und zur Denkfaulheit werde. Unter diesem Gesichtspunkt schärft sich die oben geforderte pädagogisch-methodische Durchbildung und praktische Lehrübung aufs neue ein. Sie bewahrt vor diesem Fehler wie vor dem verwandten, auf den schon hingewiesen wurde, in einer einstufigen Abteilung Klassen- und Einzelunterricht zu verwechseln. Auch die Regel, daß der Lehrer ständig die ganze Klasse vor Augen und im Auge haben müsse, wird sehr häufig vernachlässigt. Die Schuld liegt des öfteren, aber keineswegs immer, an der verkehrten, regellosen Aufstellung der Subsellien; die Folge ist, daß diejenige Hälfte der Klasse, die den Rücken des Lehrers zu sehen bekommt, auch mit seinem Rücken rechnet. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß alle Schüler der anderen Hälfte stets zur Aufmerksamkeit und Beteiligung angehalten worden wären. Immerhin muß man hinsichtlich der Schulzucht, die durchweg nicht der in der Heimat geübten entspricht, auch die eigenartigen Verhältnisse des Orients, die Lebhaftigkeit der Kinder und ihren Mangel an Gewöhnung in Betracht ziehen, um billig zu urteilen.

---

[1]) Nach den Nachrichten in dem Oeuvre des écoles d'Orient (vgl. Nr. 223, 241, 255, 262) betrug der Bestand 1897 225, 1900 250, 1903 230—250, 1904 230 Knaben.

Nach diesen das Schulwesen im allgemeinen betreffenden Zwischensätzen wenden wir uns wieder der Frères-Schule zu. Der Schulbesuch ist ein regelmäßiger, da man die Säumigen nach zwei- bis dreimaliger Verfehlung entläßt, die Ordnung, z. B. beim paarweisen Hinausgehen zur Spielpause, eine erfreuliche. Der Unterricht liegt von 8—½12 und 1—½5 Uhr; Messe und Segen, zu denen man die Kinder klassenweise führt, werden von ½8—8 und ½3—3 Uhr gehalten; die schmucke Kapelle bildet den Mittelpunkt des großen Schulkomplexes. Aber schon um 6 Uhr morgens sammeln sich zahlreiche Kinder in der Schule zur Anfertigung ihrer Schularbeiten, weil sie in ihrer Häuslichkeit keine Gelegenheit dazu finden. Für den arabischen Unterricht sind in allen 4 Klassen 10 Wochenstunden angesetzt, für alle anderen Fächer ist die Unterrichtssprache von unten auf das Französische. Auffallend ist in Anbetracht des Ziels, das diese Schule mit allen Anstalten der Schulbrüder verfolgt, gute Christen und überzeugte Katholiken heranzuziehen, die geringe Zahl der Religionsstunden (in allen Klassen 3 Stunden wöchentlich). Wenn statt dessen der französischen Sprache nicht bloß als Unterrichtssprache, sondern auch als Unterrichtsgegenstand soviel Zeit gewidmet wird (in den beiden unteren Klassen 12 bezw. 16 Stunden, in den beiden oberen 11 bezw. 9), so möchte sich die Meinung nahelegen, daß für die Schulbrüder in seltsamem Anachronismus zu den Verhältnissen in der Republik la France und l'Eglise noch korrespondieren. Das Rechnen umfaßt 5—6½ Wochenstunden, das Schönschreiben mindert sich nach oben von 6 auf 2½ Stunden. Zu diesen Fächern kommen in der 2. und 1. Klasse 2 Zeichen- und 2 bezw. 1½ Geographiestunden, in der 1. außerdem noch 5 englische, 1 Gesangstunde und Geschichtsunterricht. Als Lehrbücher sind ausschließlich die von der Zentrale der Frères des écoles chrétiennes für ihre Schulen bearbeiteten in Gebrauch; sie führen im allgemeinen methodisch vom cours élémentaire über den cours moyen zum cours supérieur (so z. B. im Geographieunterricht, in der Lektüre usw.). Der Religionsunterricht behandelt neben den kirchlichen Gebeten in stufenweisem Fortschritt die Teile des kleinen und großen Katechismus; die Schreib- und Aufsatzübungen umfassen Erzählungen und Briefe. Der Rechenunterricht schließt mit der Regeldetri und der Zinsrechnung ab, den Sinn für die Linie bilden Ornament- und geometrisches Zeichnen.

In der école payante, die etwa unserer Mittelschule entspricht und das Alter von 6—16 Jahren umfaßt, sind bisher 3 Klassen. Die untere enthält 3, die mittlere 1, die obere 2 Abteilungen. Die Oberklasse ist aber nur im Rechnen getrennt (Abteilung 2: Dezimal-

system 5 Stunden — Abteilung 1: Arithmetik 3 Stunden, Geometrie 1 Stunde, Algebra 1 Stunde). Als eine gehobene Schule erweist sie sich vor der andern, indem als Unterrichtsfach für alle Klassen die englische Sprache hinzukommt (mit 2½, 5 und 5 Wochenstunden) und den Realien mehr Gewicht beigelegt wird; auf Geschichte und Geographie kommen in der 2. und 1. Klasse zusammen 4 bezw. 3 Stunden, auf Naturlehre in der 1. Klasse 2¼ Stunden (je ¾ Stunden für Chemie, Physik und Naturgeschichte). Die Zahl der arabischen Lehrstunden ist in allen Klassen auf 12 gesteigert, dafür aber auch die Zahl der Wochenstunden überhaupt von 37 auf durchschnittlich 40—41 vermehrt. Dem Zeichnen sind in der 1. Klasse 3 Stunden gewidmet, die Zeichnungen sind durchweg, wie die Schreib- und Aufsatzhefte, recht sauber; die schönen Gipsmodelle, auf welche manche heimische Schule stolz sein würde, hat der frühere französische Präsident Felix Faure bei seinem Jerusalembesuch im Jahre 1894 geschenkt. — Die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden erscheint in beiden Sektionen unverhältnismäßig hoch; um so mehr möchte man wünschen, daß das Turnen, welches in den Jerusalemer Schulen mit Ausnahme der englischen und jüdischen keinen Platz hat,[1]) hier die Stätte zurückeroberte, die man ihm früher eingeräumt hat.

Rückblickend mag auf eine Äußerung des ehrwürdigen Provinzialvisitators verwiesen sein. Im Jahrgang 1902 des Oeuvre des écoles d'Orient (Nr. 252) klagt er sehr treffend über den Bildungslack, der die Jugend und Zukunft des Landes untüchtig und unlustig mache zur Landwirtschaft und zum Handwerk, den einzigen Quellen eines armen, industrielosen Landes. Man möchte nur wünschen, daß diese Erkenntnis noch mehr praktische Früchte für die Aus- und Umgestaltung des französisch-lateinischen Schulwesens trüge. Die Grundforderungen, Liebe und Opferwilligkeit, wenn auch nicht uninteressierte, sind zweifellos da.

3. Die protestantischen Tagschulen.

a. Der englische Zweig.

Die englischen Missionen betätigen ihren Eifer auf dem Schulgebiete durch Unterhaltung der Tagschulen. Von der Church Missionary Society (C. M. S.) wird die English College Day School at Jerusalem, vom anglikanischen Bischof (St. George's Collegiate Church) die Boys' Day School in Verbindung mit dem Anglican College unterhalten.

[1]) Nach dem vorjährigen Lehrplan ist es auch in den Betrieb der griechischen Theologischen Schule im Kreuzkloster obligatorisch eingefügt.

Die Schule der Kirchlichen Missionsgesellschaft zählt gegenwärtig 46 Schüler im Alter von 8—14 Jahren in 4 Klassen, richtiger vielleicht, da nur zwei Schulräume vorhanden sind, in 2 Klassen mit je 2 Abteilungen. Bis Neujahr 1905 zählte sie 80 Schüler, wie auch Schneller a. a. O. angibt; um diesen Zeitpunkt mußten die Elementarschüler wegen Mangels an Lehrkräften in die Mädchentag- bezw. Kleinkinderschule übergehen. Gegenwärtig unterrichten an der Schule drei Lehrer, von denen zwei das American College in Beirut besucht haben, während der dritte die hiesige Gobatschule durchgemacht hat. Die Kinder sind meistenteils Griechen, einige Lateiner.

Die beiden unteren Klassen bezw. Abteilungen sind nur im Rechnen (3 Stunden) und im Geographieunterricht (1½ Stunden) getrennt, die zwei oberen im Rechnen (1½ Stunden), im englischen und arabischen Lesen sowie im englischen und arabischen Diktat (2¼ bezw. 3 Stunden). Der Religionsunterricht wird auf allen Stufen, selbst noch in dem jüngst eingerichteten College, das sich an die Tagschule anschließt, in arabischer Sprache erteilt. Überhaupt überwiegt das Arabische als Unterrichtssprache, während dann im Präparandum und im Seminar um so eifriger Englisch getrieben wird. Die Kinder, die in die Schule eintreten, müssen z. B. gegenwärtig das erste arabische Lesebuch bereits durchgemacht haben, während der englische Unterricht und die lateinische Schrift hier beginnen; in den beiden unteren Klassen fallen von 28 Wochenstunden 9 auf den englischen Unterricht (engl. Lesen 3, Grammatik und Abschreiben 1½, Schönschreiben 1½, Aufsatz 1½, Anschauungsunterricht ¾, Diktat ¾ Stunden), die anderen Fächer werden in arabischer Sprache gelehrt (Bibelkunde 3, arab. Lesen und Grammatik je 2¼, Diktat und Aufsatz je ¾, Schönschreiben 1½, Rechnen 3, Geographie 1½, Singen und Turnen 2¼ Stunden); dazu kommen 1½ Stunden für arabisch-englische Übersetzungsübungen. Auf der Oberstufe entfallen von der gleichen Wochenstundenzahl sogar nur 5¼ Stunden auf den englischen Unterricht (Lesen 2¼, Schönschreiben 1½, Diktat und Abschreiben 1½ Stunden); von anderen Fächern wird nur der Geographieunterricht (1½ Stunden), falls es angängig erscheint, teilweise in der englischen Sprache gegeben. Die Sprachpflege beschränkt sich hier also auf ein gedeihlicheres Maß, selbst wenn man hinzunimmt, daß im letzten Jahre in den beiden Oberklassen die französische Sprache mit 3 Wochenstunden eingefügt ist. In den Pausen wird merkwürdigerweise bei strenger Strafe auf englische Konversation gehalten.

Bei der speziellen Stoffverteilung ist zu beachten, daß ein Schuljahr vorausgesetzt wird. Der alttestamentliche Bibelstoff steigt von der Durchnahme mosaischer Abschnitte (Gen. 36—50, Ex. 1—15, 16—20, 24, 32—34, 40, Num. 1—4, 9—14, 16 u. 17, 20—26, 32 u. 35) in der 4. und 3. Klasse auf bis zu den Geschichten der Königsbücher in Klasse 1 und 2. Der neutestamentliche Unterricht umfaßt die Wunder und Gleichnisse Jesu, zunächst nach Matthäus, dann überhaupt; in den beiden oberen Klassen kommt je ein volles Evangelium mit Abschnitten aus der Apostelgeschichte hinzu. Der religiöse Memorierstoff erscheint nach unsern Begriffen recht gehäuft und nicht immer zweckmäßig gewählt; es sei nur auf die 260 Sprüche des arabischen Spruchbuches und auf Abschnitte wie Ex. 15_{1-21}, Joh. 3_{1-21}, Jes. 55, Ps. 1—4 verwiesen. So begreiflich gerade in der Missionsarbeit solche Häufung des Stoffes ist, um so weniger darf übersehen werden, daß die gemütliche Aneignung der Bibelkräfte nicht immer mit der Häufung des Wissensstoffes und der Belastung des Gedächtnisses Schritt hält, daß sie vielmehr nicht selten dadurch eine Gegenwirkung erfährt. Das arabische Lesen steigt an der Hand der vier arabischen Lesebücher auf, wie das englische an den beiden Teilen der „English Readers"; außerdem lesen die Kinder aus dem arabischen Neuen Testament vokalisiert, späterhin wird ein Evangelium unvokalisiert gelesen. Das Rechnen steigt von dem arabischen Zahlenschreiben auf bis zu der Lehre von den Verhältnissen, die Rechtschreib- und Aufsatzübungen vom Buchstabieren bis zur Abfassung von Briefen. Überhaupt ist in der lehrplanmäßigen Stoffanordnung ein wohlbegründeter methodischer Fortschritt vom Nahen zum Fernen, vom Leichten zum Schweren wahrnehmbar. Die regelmäßige Anfertigung der häuslichen Arbeiten wird gefordert. Im August ist vor der Geistlichkeit ein Examen abzulegen, von dessen Ausfall die Versetzung abhängig ist. Wiederholte Verstöße gegen die Schulordnung haben die Entfernung aus der Anstalt zur Folge.

Die anglikanische Bischofsschule (St. George's Boys' School) ist weit jünger als ihre niederkirchliche Schwesteranstalt, sie wurde 1899 für Knaben aus den oberen Klassen und dem Mittelstande gegründet, deren Eltern also in der Lage sind, das Schulgeld von 3 Pfund p. a. aufzubringen. Dieser Besteuerung zufolge zeichnet sich die Schule hinsichtlich der Subsellien wie der Lehrmittel durch moderne Ausstattung, namentlich durch vorzügliches Anschauungsmaterial für den Unterricht in der Weltgeschichte, Erd- und Naturkunde aus. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 70 Knaben, meistens Griechen, aber auch

Lateiner; dazu 7 Moslems. Mit der Tagschule ist ein Internat für 30 Knaben verbunden, in dem nach dem Schulbericht vom März 1904 sogar der griechische Patriarch und zwei seiner Prälaten gegen das übliche Kostgeld (10 Pfund p. a.) Knaben unterhalten. Die Schule umfaßt 5 Klassen und 5 Lehrer, 3 eingeborene und 2 englische, die nicht arabisch sprechen. Die eingeborenen Lehrer sind teils in dem angeschlossenen Anglican College, teils im American College zu Beirut vorgebildet; der Leiter hat an der Universität Cambridge promoviert. Unter den drei Sprachen, die im Unterricht von unten auf nebeneinander hergehen, überwiegt das Englische als Unterrichtsfach und -sprache; von den ca. 23 Wochenstunden (der Sonnabend ist stets schulfrei und wird oft zu Ausflügen oder dergl. verwandt) entfallen in den 5 Klassen durchschnittlich nur 3,3 Stunden auf den arabischen und 2,7 Stunden auf den französischen Unterricht. Die übrigen Fächer umfassen außer den technischen Stunden (Schreiben, Zeichnen, Turnen) Bibelkunde, Kirchen- und Weltgeschichte, allgemeine und physikalische Geographie, Arithmetik und Mechanik sowie auf der Oberstufe einen Buchführungskursus.[1]) Gymnastik und Ballspiele werden außerdem fleißig getrieben. Der Morgengottesdienst findet täglich in St. George von 9—½10 statt, sämtliche Kinder werden klassenweise in denselben geführt.

Es liegt auf der Hand, wie wichtig diese Anstalt für eine künftige Hebung des Volkes, dessen sittliche und intellektuelle Höhenlage von dem Niveau seiner Führer mitbedingt wird, werden kann; von selbst legt sich, wenn man die lateinischen und die englischen Tagschulverhältnisse überblickt, ein Vergleich der französischen Brüderschule, speziell der gehobenen Klassen, mit der englischen Bischofsschule nahe, während sich andererseits Parallelen zwischen der Franziskaneranstalt und der Schule der C. M. S. ziehen lassen. Beide sind Freischulen für die Armen und wollen den Hauptton auf eine arabische Erziehung legen; jene dagegen sammeln die Kinder aus den wohlhabenderen, zahlungsfähigen Familien um ihre christlich-kulturellen Bildungsziele, setzen aber leider die Landessprache und -kunde stark hinter der eigenen zurück (in der Bischofsschule z. B. lernen die Knaben die Namen der englischen Grafschaften — cui bono?).

[1]) Die gleiche Einrichtung, die gerade unter den hiesigen Verhältnissen sich segensreich auswirken muß, vorausgesetzt, daß ein solider Grund in der Elementarbildung gelegt ist, fand ich in den gehobenen Klassen der Knabenerziehungsanstalt der englischen Judenmission (London Jews' Society); dem Buchführungskursus geht hier noch ein Kursus in der Stenographie zur Seite.

Auch hinsichtlich des englischen Schulbetriebes führt die Beobachtung der Unterrichtspraxis zu den gleichen Erwägungen, zu denen schon die lateinischen Schulen Veranlassung gaben: eine gründliche praktisch-methodische Durchbildung der Lehrer, wie sie durch einen tüchtigen Seminarunterricht und durch selbständige Lehrproben in einer Übungsschule weit sicherer erworben wird als durch ein Hochschulstudium, dazu eine stete Selbstzucht und eine strenge Schulzucht, könnten dem Guten, was geleistet bezw. angestrebt wird, fruchtbaren Boden bereiten und sichern. Gute Lehrpläne sind ein Schatz für Schulen, aber sie bleiben papierene Schablone, wenn nicht Persönlichkeiten darüber kommen, ausgereifte Charaktere, in denen die Methode ein Stück Eigenleben geworden ist, die darum dem toten Buchstaben auch Leben einzuhauchen vermögen. Die Persönlichkeitspädagogik mit ihrer Wurzel, der brennenden Liebe zu den Kinderseelen, die in der Selbsterziehung und Berufsbildung sich nimmer genug tut, erscheint in den bunten Verhältnissen des Orients, bei dem offenen Wettbewerb und dem freien Spiel aller Kräfte, noch gebotener als daheim.

b. Der deutsche Zweig.

Die deutsche Tagesschule wurde vor 2½ Jahren vom Syrischen Waisenhause aus auf Anregung früherer Waisenhauszöglinge gegründet, die in der Stadt wohnten und ihren Kindern eine evangelische Erziehung in dem Geiste, den sie selber geatmet hatten, sichern wollten. Sie ist die jüngste der besprochenen Tagesschulen und gegenwärtig noch in der Entwickelung begriffen; aber ihre bisherige Entfaltung verheißt einen fruchtbaren Fortgang der Arbeit, der durch gesunde, dem heimischen Schulleben entnommene Unterrichtsgrundsätze gesichert wird. Die Oberleitung liegt dem Direktor des Syrischen Waisenhauses ob, der mit den Lehrern monatliche Schulkonferenzen zur Förderung der Arbeit abhält. Die Zahl der evangelischen Kinder, welche die Schule besuchen, ist von den Kindern griechischer Eltern längst überholt; 155 Schüler im Alter von 7—15 Jahren sammeln sich in vier Abteilungen in den beiden Klassenräumen der alten, neu ausgebauten Muristanruinen (85 und 70); eine dritte Klasse faßt die Kleinkinderschule mit 113 Kindern im Alter von 6—9 Jahren (60 Knaben und 53 Mädchen), sie sucht für jene Klassen einen festen und geschulten Stamm heranzubilden.

Die beiden Lehrer der Tagschule sind arabische Zöglinge des Syrischen Waisenhauses, dessen Lehrerbildungsanstalt sich in Präparandum und Seminar in 5 Jahreskursen aufbaut. Das letzte Jahr

ist den praktischen Unterrichtsübungen in der Elementarschule der Anstalt gewidmet, und gerade diese praktische Ausbildung sichert den Lehramtsaspiranten des Waisenhauses ein nicht geringes Übergewicht und macht sie auch in den Schulen fremder Zunge zu willkommenen Lehrkräften. Die beiden Abteilungen der 2. Klasse sind im Lesen (arabisch und deutsch), Rechnen und Diktat bezw. Abschreiben getrennt, die der 1. im Lesen (arabisch und deutsch), Rechnen, arabischer Sprachlehre, Aufsatz und Diktat; die 1. Abteilung empfängt außerdem Zeichenunterricht. Gemeinsam ist in beiden Abteilungen der Klassenunterricht in der Religion, im Memorierstoff und im Gesang.

Die deutsche Sprache hat die Bedeutung eines Nebenfaches, wie schon die Zahl der ihr zugewiesenen Unterrichtsstunden beweist (von 32 Wochenstunden je 6 in jeder Klasse), weitere Sprachen werden nicht gelehrt. An der Hand von Fibel und Wandtafel lernen die Kinder in beiden Klassen die deutsche Druckschrift und die lateinische Druck- und Schreibschrift; die deutsche Schreibschrift, die anfangs geübt wurde, hat man mit Recht als nutzlos fallen lassen. Mittelst des Anschauungsunterrichts werden deutsche Wörter und Sätze eingeübt. Die häuslichen Aufgaben bestehen für den deutschen Unterricht im Lesen und Abschreiben von Wörtern bezw. Sätzen aus der zweistufigen Fibel, die Kinder fertigen, im Unterschied von anderen Aufgaben, diese Arbeit in der Schule vor Beginn des Unterrichts an, um die Schulfibeln, deren selbständige Beschaffung ihnen nicht zugemutet wird, zu schonen. Geschrieben wird, wie in den anderen Schulen, zunächst mit dem Griffel auf der Schiefertafel, daneben geht das Schreiben mit dem Bleistift auf Papier einher; es folgt nach häuslichen Vorübungen mit täglicher Fingerrevision in der Schule der Gebrauch von Feder und Tinte. Der Unterricht im Arabischen schließt sich an die beiden Teile des arabischen Lesebuches an, die Schreibübungen bestehen in Abschrift des Gelesenen, Rechtschreiben und Schönschreiben nach Vorlagen, für die arabischen Aufsatzübungen in der 1. Klasse liefern Geschichten mit moralischer Nutzanwendung und Beschreibungen den Stoff. Für die biblische Geschichte und die Rechenfertigkeit wird der Grund schon in der Kleinkinderschule gelegt, was zugleich den Eltern gegenüber den von ihnen gewünschten und hochgeschätzten Ausweis positiver Schulleistungen bedeutet. Die Kinder lernen hier 20 biblische Geschichten des Alten und Neuen Testaments und den Zahlenkreis von 1—20 kennen. Daran schließen sich in den Klassen der eigentlichen Tagschule in zweijährigem Kursus mit je 6 Stunden Geschichten aus den Büchern Josua, Richter, Ruth, Samuelis, und 20 bezw. 30

neutestamentliche Erzählungen; in der Hand des Lehrers befindet sich die biblische Geschichte von Kurtz in der 1., die vom Calwer Verlagsverein in der 2. Klasse. Memoriert werden im ganzen 150 bis 170 Sprüche (30, 60, 60—80), dazu Psalmen, neutestamentliche Bibelabschnitte und 20 Lieder. Das Rechnen (je 4 Stunden) schreitet von der Addition mit ein- bis vierstelligen Summanden (in der 2. Klasse) zur Behandlung der 4 Rechnungsarten mit ganzen Zahlen und gemeinen Brüchen fort; in der Zukunft wird es auch möglich sein, die Dezimalbruchrechnung auf der Oberstufe einzuführen. Der Anschauungsunterricht geht an der Hand des Lesebuches mit dem Lesen vielfach Hand in Hand, die besprochenen Lesestücke des arabischen Lesebuches dienen, soweit sie dazu geeignet sind, für die deutsche Stunde als Anschauungsstoff. Zwei Gesangstunden und in der Oberabteilung eine Zeichenstunde vervollständigen den Stundenplan. Man vermißt auf ihm noch die Pflege der Realien in besonderen Stunden. Die Geschichte bleibt bisher auf die biblische Geschichte beschränkt, für den Geographieunterricht fehlt das Kartenmaterial. Mitteilungen aus beiden Gebieten und aus der Naturkunde bleiben also bis dahin der Einsicht des Lehrers anheimgestellt, lassen sich aber unschwer an den fortgeschrittenen Teil des arabischen Lesebuches angliedern. Ihre Einfügung in den Lehrplan der Schule steht bei einer sich etwa vernotwendigenden Erweiterung des Schulbetriebes zweifellos zu erhoffen, gewünscht darf für ein um so fröhlicheres Gedeihen des jungen Pflänzleins auch die Beschaffung geeigneten Anschauungsmaterials werden, wie es in der neuen, mit dem alten Internat kombinierten Mädchentagesschule von Talitha Kumi so prächtig zu finden ist.

Der Gewöhnung als einem wichtigen Faktor im Schulleben wird bereits in der Kleinkinderschule Rechnung getragen. Der Gewöhnung an Reinlichkeit dienen dort von schulwegen Kamm, Seife, Handtuch; aber auch auf der Mittel- und Oberstufe erweist sich eine stete Kontrolle noch als notwendig; Tag für Tag treten die Knaben zu diesem Zweck auf dem schönen, hochgelegenen Spielplatze an. Heilsam wirkt in dieser Beziehung, wie auch überhaupt, die erstrebenswerte Verbindung mit dem Elternhause; die Rücksprache mit den Eltern, die, sei es auf Bestellung, sei es aus freien Stücken, durchweg gerne den Lehrer in der Schule aufsuchen, beugt oftmals der Häufung der Strafen und der Unregelmäßigkeit des Schulbesuches vor. Auch nach dieser Seite hat die Gewöhnung ihre segensreiche Kraft entfaltet. Der Besuch ist im großen und ganzen ein ziemlich regelmäßiger, obwohl die zahlreichen Heiligenfeste der Griechen, die übrigens seitens

der Schule im Interesse eines lückenlosen Unterrichtsfortschrittes nicht anerkannt werden, und die zuzeiten unberechenbaren Witterungsverhältnisse manche Lücke reißen. Ein erfreulicher Beweis für den Schuleifer ist die Tatsache, daß in diesem letzten abnormen Winter etwa 20 Kinder der 1. Klasse, die einen Schulweg von 20—30 Minuten haben, trotz Kälte und Regen Tag für Tag regelmäßig die Schule besucht haben. Die Anwesenheit wird täglich in allen Klassen vom ersten Lehrer durch die Präsenzliste festgestellt, in die auch Verspätungen und Versäumnisgründe eingetragen werden. Fehlt ein Kind ohne Anzeige, so wird zwecks Erkundung des Grundes nach ihm geschickt; liegt Trägheit vor, so wird es bestraft. Ein erfreuliches Zeichen für das Ansehen der Schule, wiewohl gleichzeitig ein Armutszeugnis für die betreffenden Eltern ist es, daß sie in solchen Fällen ihre Kinder wohl selbst zum Lehrer bringen mit der Bitte, sie in ihrem Beisein zu strafen. „Schlaget ihn; nur daß die Beine nicht gebrochen werden. Die Beine sind unser, das Fleisch ist euer", so lautet die von dem Lehrer oft gehörte, von den Eltern ernstgemeinte Rede. Die Strafen bestehen im Tadel, in Schlägen auf die Handfläche bezw. den Rücken, in Rücksprache mit den Eltern, endlich bei unverbesserlicher Bummelei in gänzlicher Verweisung. Die Schulordnung, an die die Kinder sich zu halten haben, wird ihnen bei dem häufigen Wechsel des Bestandes monatlich verlesen und erklärt. Am Schluß des Jahres findet eine öffentliche Schulprüfung statt, bei der an die fleißigen Kinder Bibeln, Neue Testamente und andere Auszeichnungen verteilt werden. Es folgt eine zweimonatliche Ferienpause (August und September), während im übrigen nur kürzere Ferien und monatliche Tags- und Halbtags-Ausflüge die Schularbeit unterbrechen.

Die Unterrichtszeit liegt von 8—12 und 2—4 Uhr, sie wird durch eine gemeinsame Andacht sämtlicher Klassen eingeleitet und geschlossen. Da auf diese Weise einschließlich der Religionsstunde täglich eine dreimalige Berührung der Kinder mit Gottes Wort stattfindet, so wird am Morgen bei der erbaulichen Auslegung des verlesenen Schriftabschnittes jede Übermüdung der Kinder zu vermeiden sein; zweckmäßig wurde die Ansprache wiederholt erotematisch und dadurch anregend gestaltet. Das Ziel muß in dieser Beziehung mit Rücksicht auf die unmündigen Kleinen, die noch nicht viel mehr können als die Hände falten, heißen: knapp, klar, kräftig. Gebete und Chorgesang einen nach der Ansprache die kleine Schulgemeinde.

In der Praxis des Unterrichts macht sich die methodische Schulung der Lehrer zweifellos geltend. Die pädagogischen Grundforderungen:

vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren, sind ihnen, sowohl was die Behandlung des Stoffes als auch die Heranziehung der Schüler betrifft, in Fleisch und Blut übergegangen. Nicht minder als im heimischen Elementarunterricht wird auch hier das Chorsprechen als Unterrichtsmittel bei der Darbietung, der Vertiefung und Anwendung des Stoffes geschätzt und geübt; schwierige Namen, wichtige Sätze, schlagende Lebensregeln werden mit seiner Hilfe zum eisernen Bestand des Gedächtnisses erhoben. Die Geschichte von Davids Salbung, seinem Kampf mit Goliath, und Sauls Eifersucht wurde den Kleinen in der 2. Klasse in einer orientalisch anschaulichen, freien und frischen Vortragsweise dargeboten; und trotzdem es sich gewiß bei der Länge der Geschichte, für die mehrere Stunden vorgesehen waren, empfohlen hätte, sie in eine Reihe von Einheiten mit Teilüberschriften zu zerlegen, hingen die Kinder doch gespannt und gebannt an dem Munde ihres Lehrers. Die Geschichte wurde alsdann durchgefragt, das Subjekt der Fragen war des öfteren die ganze Klasse, die dann im Chor antwortete — dieser Brauch ist durchgehends in den arabischen Schulen zu finden, aber nicht immer zur Förderung von Ruhe und Ordnung, zumal da nicht, wo die Übung im Chorsprechen fehlt —; endlich erzählte ein begabter Knabe sie wieder, worauf sie auch mit schwächeren eingeübt wurde. Den Fehler, im Unterricht einen Knaben oft im wörtlichsten Sinne, also mit Isolierung der anderen, herauszugreifen, fand ich vermieden, aber auch die hier häufig geübte Weise, der Reihe nach lesen oder üben zu lassen, kann, zumal bei größeren und gewitzteren Knaben, leicht zu fleischlicher Sicherheit und demzufolge zur Schädigung ihrer Aufmerksamkeit führen. Zweckgemäßer würden die zum Memorieren aufgegebenen Sprüche außer der Reihe abgefragt oder auch im Chore aufgesagt. —

Der Gang durch die niederen Schulen Jerusalems hat bestätigt, daß für die Kinder des Volkes etwas geschieht. Das Schulwesen Jerusalems bewegt sich seit Jahren in einer aufsteigenden Linie, es hat gegenwärtig sogar, entgegen den landläufigen Urteilen, eine gewisse Höhe erreicht. Der Fortschritt würde sich noch weit schneller gestalten und greifbarere Ergebnisse zeitigen, wenn den Anstalten, die als Freischulen auf eine Selbstunterhaltung völlig verzichten müssen, reichere Mittel zur ihrer Ausstattung und Ausgestaltung zur Verfügung ständen. Freilich wenn man die griechischen Schulberichte liest,[1]) so stehen nach ihnen dem anerkannt regen geistigen Leben der Lateiner besorgliche materielle Machtmittel zur Seite, während die eigenen

[1]) Vgl. *Νεα Σιων* a. a. O.

Aufwendungen für Schüler- und Lehrerpersonal so gering sind, daß sie um mehr als die Hälfte hinter den Ausgaben der rivalisierenden russischen Palästinagesellschaft zurückbleiben.[1]) Wenn man dagegen in den Berichten des lateinischen Oeuvre des écoles d'Orient blättert, so haben die Lateiner keine anderen Hilfsquellen aufzuweisen als ihren Eifer, ihre Selbstverleugnung, ihr Humanitätsstreben,[2]) während die Schulen der Rivalen — und dabei ist stillschweigend und ausgesprochenermaßen an die Protestanten gedacht — alles besitzen, was das Gedeihen verbürgt. Selbst der Zuzug katholischer Schüler in die protestantischen Schulen wird mit der Zuwendung ansehnlicher materieller Vorteile erklärt![3]) Und in einem ernsthaft auftretenden Buche: („Jérusalem moderne“ s. o.) liest man den Satz: Si l'argent pouvait convertir, il y a longtemps que la Palestine toute entière serait protestante, der das Kapitel einleitet: Les Protestants.

In Wirklichkeit werden die materiellen Mittel nirgends dem Wunsche, des Volkes Bestes zu schaffen bezw. der Konkurrenz zu begegnen, entsprechen, und allen Konfessionen und Religionen, auch den Juden und Mohammedanern, sind auf diesem Gebiete die Hände durch die unbarmherzige Wirklichkeit gebunden.

Aber gleicht das Leben und Streben, das durch Jerusalems Schulwesen geht, auch einem frischen Frühlingswehen, so hat sich uns doch ergeben, daß Lehrgang und Lehrziele der Schulen nur in beschränktem Maße, und auch hier noch mit Unvollkommenheiten behaftet, der von uns eingangs entwickelten Aufgabe gerecht werden. Man wird sich über das vielgestaltige und kraftvolle Geistesleben freuen, aber man möchte mancher seiner Ausprägungen eine Wendung, eine Wandlung, eine Reformation wünschen, die das Gute, was geleistet wird, kräftiger entbindet, fruchtbarer und nachhaltiger gestaltet; die den Eifer, der aufgewandt wird, noch dankbarer mit dem wahren Heile des Volkes belohnt; die dem Kapital an wägbarem und unwägbarem Gut, das in dies Arbeitsfeld gesteckt wird, noch reichere, freilich auch selbstlosere Zinsen verheißt. Aber wo das Ringen um hohe Güter entfacht ist, ist wenig Sinn für Besinnung, wo ein Arbeitsfeld aufgeteilt erscheint, ist wenig Aussicht auf neue Bahnen.

---

[1]) Dort entfallen durchschnittlich auf den Lehrer $3134\frac{1}{2}$, auf den Schüler $159\frac{1}{2}$ Piaster, hier kostet ein Schüler jährlich 380—400 Piaster.

[2]) Frère Evagre weist im September-Oktober-Heft 1904 sogar auf die Möglichkeit hin, die Freischulen in Jerusalem, Bethlehem, Nazareth schließen zu müssen.

[3]) Demgegenüber nimmt es sich eigen aus, daß es zur baulichen Erweiterung der deutsch-arabischen Tagesschule gegenwärtig an der Erlaubnis der Behörde nicht fehlt, wohl aber — am Gelde.

Schon die Besprechung der mohammedanischen Schulverhältnisse hat uns gezeigt, daß in der eingeborenen Bevölkerung die Erkenntnis von der Bedeutung der Jugendbildung mehr und mehr sich durchringt. Aber auch folgende Erwägung ergibt, daß in dieser Beziehung ganz allgemein eine aufsteigende Tendenz vorwaltet: die Mehrzahl der Schüler in den lateinischen und protestantischen Schulen gehört der griechischen Konfession an. Ein Anwachsen dieser Schulen und ihrer Schülerzahl, wie wir es in den früheren Abschnitten verfolgt haben, müßte also, wenn der Schülerbestand stabil bliebe, auf Kosten der Schülerzahl in der griechischen Tagschule geschehen. Nun hat sich aber bei der Erörterung der griechischen Schulverhältnisse die Tatsache ergeben, daß auch diese Schule seit Jahren in ständigem Wachstum begriffen ist, und bei dem gegenwärtig die Leitung beseelenden Geiste darf wohl mit einer fernerhin fortschreitenden Entwickelung gerechnet werden. Es muß mithin unwiderleglich die Zahl der Eltern, welche für ihre Kinder freiwillig den Schulzwang auf sich nehmen, von Jahr zu Jahr eine größere werden.[1]) Nach der Meinung Sachkundiger ist es, soweit überhaupt von einer Schätzung die Rede sein kann, nicht zuviel gesagt, daß heute nur noch 10—15% der Eltern sich gar nicht um die Ausbildung ihrer Kinder kümmern. Diese wachsende Erkenntnis ist ein lichter, freundlicher Zug in dem heutigen Stadtbilde Jerusalems; sie bedeutet eine Errungenschaft und eröffnet verheißungsvolle Aussichten für die Zukunft dieses armen, schönen Landes und seines begabten, aber verwahrlosten und bildungsbedürftigen Volkes.

Es bleibt auch für Palästina bei Luthers schlechthin gültigem Wort: „Schulen müssen wir haben, denn sie müssen die Welt regieren!"

Jerusalem, Ende April 1905.

---

[1]) Noch ein kleiner Zug zur Illustrierung dieser Tatsache: Ganz kürzlich wurde dem ersten Lehrer der deutsch-arabischen Tagschule gelegentlich einer Bibelstunde, die er an jedem Sonnabend Abend im Schulhause für die griechischen Eltern seiner Schuljugend abhält, aus ihrer Mitte der Wunsch nach Einrichtung einer Oberklasse ausgesprochen, wohingegen sie sich kontraktlich zum regelmäßigen Schulbesuch ihrer Kinder bis ins Konfirmationsalter verpflichten wollten.



III.

Von unsern Reisen.





Vom Galiläischen Meer „hinauf gen Jerusalem".

Mit 3 Abbildungen.

Von Pastor Lic. theol. Eberhard Baumann in Plön-Malente.

Zu Jesu Tagen, als der Tempel zu Jerusalem noch der strahlende Anziehungspunkt für alljährliche Wallfahrten war, wurde diese Parole oft laut. Jesus selbst ist den Weg verschiedentlich gegangen, sei es nun, daß er nach jüdischer Pilgersitte das Land der Samariter umging und durch Peräa, das Ostjordanland, zog, sei es, daß er den Vorurteilen zum Trotz die kürzeste Straße wählte. Diese führte von Tiberias über bēsān hinauf nach nāblus und blieb von da ab auf der Höhe des Gebirges bis Jerusalem. In jenem Fall ist es nicht wahrscheinlich, daß man den schwierigen Aufstieg über den Jarmuk, die heutige scherīʿat el-menāḍire, nach mkēs nahm, sondern mindestens bis zur Furt südlich der Einmündung dieses Flusses im ġōr blieb und von da aus erst die Höhen des Ostjordanlandes gewann.

Auf unserer Reise vom 24. bis 28. April, die bis dschisr el-medschāmiʿ durch das ġōr ging, dann, nach einem Zug über irbid, dscherasch und ʿadschlūn, dieses wieder bei ed-dāmie kreuzte, um von hier aus nach ʿaḳrabe hinaufzusteigen, sind wir jedenfalls bis zum erstgenannten Punkte einen Weg geritten, den Jesu Fuß gewandelt ist.

Es war ein heißer Tag, an dem wir von den kristallenen, kaum bewegten Fluten und den grünüberhauchten Randbergen des Sees schieden, der durch des Heilands Worte und Taten für alle Zeiten geweiht ist. Kräuter und Blumen am Wegrande fingen eben an zu verdorren. Kein Wunder! Zeigte doch der Kalender schon den 24. April, und befanden wir uns doch in besonders heißer Gegend, weil 200 m unter dem Meeresspiegel. In welcher Pracht und Fülle stand zur selben Zeit die Flora des heiligen Landes noch droben auf den Bergen! Der Blume des

Feldes und ihrer Herrlichkeit macht oft ein einziger Scirocco-Tag, das Wehen der rūaḥ jahwe, des Windes des Herrn (Jes. 40, 7, Mt. 6, 30), ein Ende. Freilich, das Korn, Gerste wie Weizen, stand selbst hier im ẓōr noch grün, wenn auch in Ähren, eine Folge davon, daß die Winterregen dieses Mal erst um Weihnachten eingesetzt und dadurch die Aussaat verspätet hatten, aber auch noch im April häufig gewesen waren.

Da, wo der Jordan aus dem See tritt und der Reisende, der am rechten Flußufer bleibt, vom See Abschied nimmt, grüßen zwei Ruinen: zur Rechten am Fuß des Gebirges sinn en-nābra, das alte Sennabris, Vespasians Lagerplatz, als er im jüdischen Kriege mit drei Legionen gegen Tiberias vorging, zur Linken, vom See, vom Fluß und einem Nebenarm desselben inselartig umschlossen, der Trümmerhügel el-kerak. Welchem Platz des Altertums bzw. Mittelalters entspricht diese militärisch außerordentlich günstige Örtlichkeit? Die Frage reizt um so mehr, als entgegen der von Seetzen aufgebrachten und seither treulich weitergegebenen Meinung die Festung Tarichaea hier auf keinen Fall gelegen hat.

Fluß und Pfad halten sich zuerst dicht am Fuß der westlichen Berge. Aber während dieser stetig und sparsam seinem Ziele zustrebt, ergeht sich der Fluß, sein launiger Gefährte, in unzähligen, weiten Windungen, die einen dreifachen Umweg bedeuten und seinen Lauf wiederholt fast an dem Punkt wieder aufnehmen lassen, den er vor einer halben Stunde berührt hat. So tönt sein Rauschen bald nahe unter uns, bald verhallt es fern hinter kahlen Mergelhügeln. Jugendfrisch und noch ungetrübt eilen seine Wellen unter den Resten alter Römerbrücken, unter den steilen Lehmufern des Dörfchens umm dschūnie, über niedrige Wehre hinweg, die sich in Menge schräg durch das Flußbett ziehen. Wie reizlos ist die Umgegend! Um so anmutiger wirkt der Kranz schön bewässerter, von Palmwipfeln überragter Gärten, aus dem die Lehmhütten von el-ʿabēdīje über dem Flusse aufsteigen, sowie das Ziegelrot der Dächer, das von freier Hügelterrasse vor uns schon lange den Blick auf sich zieht. Es ist eine Judenkolonie; zu ihr gehört auch jener leichte Leiterwagen, mit dem ein Paar flinke Maultiere dicht vor uns vom Felde in den Weg einbiegen. Auch sonst herrscht Leben hier. Langsam und vorsichtig schreitend trägt ein nackender Mann Sattel und Zaumzeug durch eine Furt. Das Wasser reicht ihm bis an die Brust. Zwei Stuten, die Vorderfüße gefesselt, weiden bereits an unsrem Weg, unsern Hengsten zur frohen, manchem friedsamen Reitersmann zur bangen Erregung. — Weit dehnt sich die Landschaft zwischen den Gebirgen und gegen Süden. Da wird eine eisenkonstruierte Brücke sichtbar, die Eisenbahnbrücke über den Jarmuk, nahe seiner Einmündung in den Jordan. So ist auch dschisr el-medschāmiʿ und die Jordanbrücke

der Bahn ḥēfa-samach-derʿa nicht mehr fern. Und richtig, nach einem weiten Bogen, zu dem uns eine größere Schlinge des unsichtbaren Flusses zwingt, stehen wir an der Stelle, wo von alters eine Furt in Benutzung gewesen ist, und wo seit der Araberzeit die Karawanen von eṭ-ṭaijibe und irbid über die Brücke ziehen, die in weiter Spitzbogenwölbung die Mitte des Flusses hoch und graziös überspannt. Ihren Kopf hat Baurat Schumacher zum Ausgangspunkt seiner Höhenmessungen im ʿadschlūn genommen. Die Quadern der massigen, von kleineren Bogenöffnungen durchbrochenen Widerlager sind aus dem dunklen Basalt der Umgebung gehauen. Kaum 100 m unterhalb leitet die fünfbogige Eisenbahnbrücke über den Fluß, auf dessen Ufer um den alten festungsartigen chān alessar eine neue Ortschaft (ed-dschisr) entstanden ist.

Muhammed, der Pferdeknecht, hat seinen Esel verloren und ist weit zurückgeblieben. Die Notwendigkeit, auf ihn zu warten, verhilft uns zu einem Erfrischungsbade in den Fluten. Aber wie flach und wie reißend sind sie! Indem man sich im seichten Wasser ausstreckt, muß man sich an den Basaltblöcken halten, um nicht fortgerissen zu werden. Wir begreifen, daß die abenteuerlichen Versuche, den Jordan vom See von Genezareth bis zum Toten Meer im Boot hinabzufahren, auch bei mühseliger Umgehung der unbrauchbarsten Strecken scheitern mußten. —

Und nun ging's in südöstlicher Richtung auf die Talspalte des wādi el-ʿarab in der östlichen Bergkette zu, aus dem eigentlichen scharfrandigen Flußtal,[1]) heraus und in die Ebene hinein, die, vom wādi el-ʿarab her künstlich bewässert, mit dem frischen Grün ihrer Saaten vorteilhaft gegen die sonstige Steppe und gegen die mit sehr spärlichem Baumwuchs bestreuten Ostberge absticht. Die Kamelzüge, die uns entgegenziehen, reißen kaum ab. Phlegmatisch, eines hinter dem andern am Leitseil des Führers, der auf dem Grauchen gemächlich voranreitet, gehen die mächtigen, mürrischen Tiere ihren leisen, wiegenden und elastischen Schritt unter der Doppellast auf ihrem Rücken, einen scharfen Geruch von Teer, mit dem sie nach der Schur zum Schutz gegen die Insekten eingerieben zu werden pflegen, hinter sich zurücklassend.

Im Eingang des wādi el-ʿarab, den wir nach einer knappen Stunde Ritts erreicht haben, erzählen die Trümmer einer Brücke über dem Flüßchen und die Reste einer mächtigen Wasserleitung an der nördlichen Felswand von der Betriebsamkeit früherer Zeiten. Aber auch die Gegenwart ist geschäftig. Seit das nur von Beduinen besessene Land im rōr diesen

[1]) Eine Formation, die erst hier beginnt und bis zum Toten Meer den Flußlauf umgibt.

genommen und für dschiftlik, Krongut, erklärt worden ist, wird es allenthalben auch sorglicher ausgenutzt, und neue Ortschaften entstehen hier und dort. Seit Molyneux' Zeit, der im Jahre 1847 zu beiden Seiten des Jordan lediglich die schwarzen Zelte und die weidenden Kamele von Beduinen sah und sich der Erpressungen der noch ungezügelten beni ṣachr und beni ʿamr kaum erwehren konnte, sind Öde und Unsicherheit im ġōr weit zurückgewichen vor der Kultur und dem Verkehr. Vereinzelt nur als Strauchdiebe nach Art des wackeren Führers von Schumacher üben die heutigen Beduinen etwa noch die Tugenden ihrer Ahnen. Nahe bei uns nördlich am Taleingang liegt esch-schūne, Sitz eines Verwaltungsbeamten der Domäne, höher am Bergabhang, gegen Süden, das große Dorf maʿād.[1])

Es galt, hier ein schattiges Plätzchen für die Mittagsrast zu finden. Aber unter den sidr-Bäumen, deren drei oder vier sich bieten, ist der Boden vom Bach durchfeuchtet. Wir mußten uns im spärlichen Schatten eines freiliegenden Felsblockes bergen, in dessen Spalten die unerbittliche Sonne aus ihrer Scheitelhöhe nicht dringen konnte, aber auch mit dem Schatten wandern. Und doch kam erst die Hauptarbeit des Tages, der Aufstieg durch den wasserlosen Grund und über die reizlosen Hänge des wādi zaḥar.[2]) In Strömen floß den wackren Pferden das Wasser über die Hufe, die Schimmel erschienen grauschwarz und die Braunen scheckig. Wie freuten wir uns da des lichten Bestandes von Johannisbrotbaum (charrūb) und Sommereiche (mallūl), der unterhalb des Randes der Hochfläche, nicht weit von den Dörfern ṣamma und ḥōfa, einsetzt! Wie gut tat die kurze Rast unter jungem Eichengrün auf den bankähnlichen Ausmeißelungen eines verlassenen Steinbruchs nach dem zweieinhalbstündigen Aufstieg von über 600 m! Nahebei pflügte ein Bauer aus kefr asad mit dem damascenischen Pflug, indes sein Weib mit dem Saattrichter Sesamsaat in die frische Furche fallen ließ. Ringsum dehnte sich das kräftige Rotbraun fruchtbaren Ackerbodens, dessen Ergiebigkeit die große Zahl von ehemaligen und lebenden Ortschaften in dieser Gegend erklärt. Nach anderthalbstündigem Ritt durch das von flachen Hügeln und Tälern durchzogene Hochland stiegen wir aus einem quer vorgelagerten Talgrund zum Hügel auf, den das Dorf zaḥar en-naṣāra krönt. Bald drängten sich die Pferde um den Dorfbrunnen. Ein Weib, das da war, um Wasser zu schöpfen, holte willig, wenn auch weder so anmutig noch so freundlich wie einst Rebekka, Eimer auf Eimer herauf. Und gierig senkten sich die Pferdenüstern in das trübe Wasser, dessen Anblick dem Reiter die Ent-

---

[1]) Vgl. Schumachers Karte des Ostjordanlandes, Bl. II, in ZDPV., Bd. XX.

[2]) So, der ortsüblichen Teilbenennungen nicht achtend, in den Karten. Den oberen Teil nannten die Leute w. el-buwēra.



1. Der Berg von Samaria (von Süden).



2. Jordanbrücke dschisr el-medschāmiʿ.



3. ḳalʿat er-rabaḍ und ʿadschlūn.

Sämtliche Aufnahmen von E. Baumann.



sagung des höheren Wesens erleichterte. Schöpfgefäß war übrigens auch hier der Blechkasten, der als Petroleum-Behälter massenhaft ins Land kommt, und, weil spottbillig, ringsum den malerischen Wasserkrug, wie ihn schon Rebekka und Rahel auf dem Haupte trugen, verdrängt hat. Und nicht nur diesen! Er ziert als Blumentopf, mit Ölfarbe gestrichen, oder auch nicht, die Galerien der Dächer und Veranden, ist gut als Farbentopf für den Maler und schützt, in seine Blechteile zerlegt, die durchlässigen Wände der Judenhäuser im Hinnomtal gegen die Wucht der Winterregen.

Der Hauptteil der heutigen Reise war arm an Naturschönheit wie an besondrer wissenschaftlicher Ausbeute verstrichen. Um so stärker war die Versuchung, als kaum eine halbe Stunde südsüdöstlich von zaḥar en-naṣāra auf langem Hügelrücken neben dem Weg die unverkennbaren Formen von Dolmen sichtbar wurden, abzubiegen und die Dolmen näher zu untersuchen. Während die Mehrzahl von uns nach irbid weiterzog, um hier noch vor Sonnenuntergang ein Quartier für die Nacht ausfindig zu machen, standen wir zu wenigen bald an den Riesengräbern der Vorzeit, am nördlichen Rande eines Dolmengebiets, das sich nördlich und südlich von kefr jūba[1]) erstreckt. Die von den Kalksteinplatten des Bodens zusammengesetzten Doppelgräber von über 3 m Länge und bis zu 2 m Höhe ziehen sich teils gänzlich zerfallen, teils wunderbar erhalten, aber längst ausgeleert, vom ganz nahe gelegenen tell esch-schāʿir[2]) gegen zaḥar en-naṣāra und dschumḥa zu. Andre grüßen vom südlichen Parallelrücken herüber. Während das Land rings in Saaten steht, ist der Hügelrücken Heide, ein Friedhof so primitiv wie monumental. — Über dem Jordantal stehen Tabor, Ebal, Garizim verschleiert, während die Zuckerpyramide des Hermon im Norden ganz unsichtbar ist von dem Dunst des Scirocco. Als der tell esch-schāʿir, an dessen Teichanlagen der Pfad vorüberführt, den Ausblick nach Osten gestattet, dehnt sich noch weites Land, dazu ein tiefes Tal, zwischen uns und dem Ziel. Aber über dem Tal leuchtet ein weißer Burnus. Der weise Leiter unserer Reise hat hier gewartet, damit wir beim Aufstieg aus dem Tal, dem w. el-ṛafr, in der Dämmerung nicht fehlen. Gleich als wollte sie für die Kahlheit des Talgrundes entschädigen, steigt aus ihm, mächtig und majestätisch zu ebenmäßiger Krone sich breitend, eine Eiche auf. Tuchfetzen, die an ihren untersten Zweigen hängen, bezeugen, daß hier ein Weli, ein Heiliger, sein Wesen hat, dessen die Vorübergehenden gedenken.

[1]) Vgl. Palästinajahrbuch 1905, S. 59f.

[2]) Nach diesem wird unsere Gruppe zu benennen sein.

Die vereinzelten schwachen Lichter, die in el-bāriḥa und irbid aufleuchten, bringen uns die Dunkelheit zum Bewußtsein, die auf dem Wegstreifen vor uns und den Steinhalden um uns lagert. Eine Mannesgestalt mit Gewehr hockt hinter einer Felsgruppe: Ein „ḥarāmi“ ruft mir Muhammed, der voraufreitet, mit ängstlich gedämpfter Stimme zu. Mag sein, daß der einzelne Reiter jenem eine willkommene Beute gewesen wäre.

Es war nicht leicht, in den Gassen des ausgedehnten Ortes — er ist Hauptort des ganzen ʿadschlūn und Sitz eines ḳāimmaḳām — die Herberge zu finden, die unser Chalīl ausfindig gemacht hatte, aber auch nicht zu vermuten, daß uns inmitten unansehnlicher Hütten ein Raum erwartete, der mit Polsterbänken an den Wänden, breitem Himmelbett und wertvollen Teppichen ganz einladend ausgestattet war. Freilich, ob der von fast dreizehnstündigem heißen Tagesritt mürbe Adam auf der gastlich bereiteten Lagerstatt erquickende Ruhe oder aufreibende Pein finden würde, konnte nur die Probe lehren. Der von Chalīls Kunst bereitete Nachtimbiß war genommen, aber unsre Wirte machten keine Miene, uns allein zu lassen. Mußten sie doch die Honneurs machen, bis der Gast sich niedergelegt hatte, dazu wohl auch einmal sehen, was der Europäer alles auf dem Leibe trägt.

Andern Tages in aller Frühe erscholl in den Straßen von irbid laut und feierlich der Gesang „Zieht in Frieden eure Pfade“. Es folgte noch ein kurzer Händedruck vom Pferde hin und her, und unsre während dreier Monate eng verbundene Schaar trennte sich, da die Mehrzahl von hier die Heimreise antrat, indem sie sich nach el-mzērīb und Damaskus wandten. Bald waren die wettererprobten Tropenhelme und die flatternden Keffijen hinter der nächsten Wegbiegung verschwunden. Wir aber statteten dem alten Teich und den mächtigen Zyklopenmauern von irbid einen kurzen Besuch ab und zogen dann südwärts durch die weiten Schläge der bis el-ḥöṣn sich dehnenden Ebene, wo rings die Leute in eifriger Pflüge- und Säe-Arbeit begriffen waren, und durch die steinigen, öden Halden von kitim und en-naʿēme. Vor einem Jahre waren die Mitglieder des Instituts hier in umgekehrter Richtung gezogen, begeistert von der Pracht hohen Kornes und der Aussicht auf Hauran und Hermon. Gegenwärtig war jede Fernsicht benommen, der Boden harrte weithin nackt der Sommersaat; und wo Wintersaat, Korn oder Futterkraut stand, war sie noch niedrig. Nach der Mittagsrast, zu der wir nach dem Dorfe belēle abgebogen waren, gelangten wir dann in die ersten Anfänge des Waldbestandes, der den Süden des ʿadschlūn wie den Norden der belḳa für Palästina berühmt macht, d. h. zwischen krüppelhafte Eichen und Terebinthen, die über die flachen Gänge des wādi warrān und seiner Nebentäler höchst sparsam verstreut sind. Hier, bei einem schönentwickelten Riesen-

exemplar der Quercus coccifera spürten wir auch die Nähe der Tscherkessen an dem für Palästina erstaunlich gut gehaltenen Wege, der mit seiner Karrenspur im Talgrund der Wasserscheide ṯurret ʿaṣfūr zuführt. Von dieser genossen wir den freien Blick in das mächtige Talgebiet des zerḳa, des biblischen Jabbok, auf die schönen Linien der Bergzüge diesseits und jenseits, aus deren Wechselspiel sich gerade vor dem Beschauer die Spitze von nebi hūd bei dscherasch keck heraushebt, während der Rücken des dschebel kafkafa zur Linken ernst und würdig abschließt. Wir haben die Landschaft vor uns, die für Israel durch eine doppelte Erinnerung geweiht war, durch die Heimkehr und den Gebetskampf des Erzvaters (1. Mos. 31 f.) sowie durch die Kriegstaten des Helden Jephta (Richt. 11). Wo aber blieb dscherasch? Ins Tal vor uns hinab, seine rechte Flanke schräg durch den Buschwald hinan und in eine weite, gegen Süden streichende Talebene schräg hinein dehnte sich der Weg. Da, fast gleichzeitig, verriet ein Sarkophag am Abhang, daß wir in den Bereich einer Nekropole gekommen waren, und zeigten sich unten im Grund über dem grünen Strich des Flußlaufs schlank aufstrebende Säulenschäfte und gehäufte Mauerkomplexe, Gerasas Ruinenstätte, überragt vom nahen dschebel menāra und vom fernen, aber hohen Gipfel des dschebel öschaʿ. Und nun entwickelte sich auch das anspruchslosere Bild des diesseitigen Tscherkessendorfes, dessen Dasein schon so vielen wertvollen Zeugnissen einer glanzvollen Vergangenheit des Platzes zum Verderben geworden ist. Es ist doch ein günstiges Geschick, daß der zweite Schub der Einwandrer, dem das rechte Flußufer, die Ruinenstätte, zur Besiedlung vorbehalten blieb, nicht nachgekommen ist. Wieviel mehr wäre bereits zerstört als nun! Daran, daß der ganze Ruinenbereich der Ausnutzung durch die Dörfler entzogen würde, ist kaum mehr zu denken, nachdem sie ihn mit Beschlag belegt haben. Vom alten Stadttor im Norden geht ein Bewässerungskanal hindurch, der Wiesen und Felder tränkt. So führen hier üppig sprossendes Leben und zeugnisreicher Tod einen stillen und doch schweren Kampf. Ein kräftiger Tscherkesse mähte nahe dem Nordtheater ein wohlgepflegtes Kleefeld mit der Sense. Von Station zu Station der ragenden Monumente mußten wir wogenden Weizen, wenn nicht Unkraut durchstreifen, das hoch und dicht über den Trümmern wuchert. Ein Hauch ist das Leben des Halms gegen das des gemeißelten Steins. Und doch verwittert dieser unwiederbringlich, aber Saat und Ernte, das Reifen der Nahrung für das gerade lebende Geschlecht, hört nicht auf.

Es ging uns eigen bei der stundenlangen Streife durch die Ruinen: der Leib war infolge der Schwüle sehr träge, der Geist aber staunte

mehr und mehr über das Gesamtbild wie über Einzelheiten der Kunst und Technik. dscherasch ist wohl geeignet, an Anziehungskraft mit Petra und Baalbek in Wettbewerb zu treten. Das Besondere ist dort die noch lange nicht erschöpfte Fülle von Geheimnissen einer märchenhaft phantastischen Felsennekropole, sind hier die Riesenmaße einer prunkhaften Tempelanlage, die doch in treffend empfundener Proportion zur Weite der umgebenden Landschaft stehen. Was von Gerasa geblieben ist, zeigt dem, der es von der hohen Warte des kleinen Tempels oder des südlichen Theaters überschaut, Plan und Bild einer hellenistisch-römischen Provinzialstadt in reizender Übersichtlichkeit und Anschaulichkeit. Nicht minder als Petra und mehr noch als Baalbek läßt der Anblick von dscherasch staunen über die Siegeskraft der über den Rand der Wüste vordringenden griechisch-römischen Kultur, die doch weit mehr als nur Firnis war. Im einzelnen aber ist dscherasch noch viel reicher als Baalbek, ausgenommen etwa das Portal des dortigen Bacchustempels, an ornamentaler Feinarbeit. — Nur schwer trennten wir uns von dem im Abendlicht leuchtenden Bilde, überschritten auf schmaler, doch fester Planke den mühlentreibenden Fluß und stiegen aus dem Gartendickicht seiner Ufer zum Dorfe empor, wo die Männer, in Gruppen vor den Häusern der Marktstraße versammelt, wohl mit kurzem Aufblick von den Fremdlingen mit den eigentümlichen weißen Töpfen auf dem Kopfe Notiz nahmen, aber mit keiner Veränderung ihrer düstern Züge weiteres Interesse verrieten. Auf hoher Terrasse mitten im aufsteigenden Dorf lag unser Quartier, die noch neue, außen lehm-, innen kalkgetünchte Stube eines Tscherkessen, die für unsere Vierzahl gerade Raum genug bot, mit dicken Wänden und tiefen kleinen Fenstern. Das Mahl, das wir im Freien, auf Steinen hockend, einnahmen, war durch den schönen Ausblick auf die gegenüberliegende Ruinen- und Bergwelt gewürzt. Entgegen der rührigen und geselligen Höflichkeit arabischer Fellachen verhielten unsere Wirte, Mann und Knaben, sich schweigsam und zurückhaltend. Was den Tscherkessen trotz seiner Habgier und mißtrauischen, fanatischen Verschlossenheit vorteilhaft vom Araber unterscheidet, ist die ungleich größere kulturelle Kraft und Fähigkeit, der lebhaftere Sinn für Ordnung und Ausnutzung des Vorhandenen. Freilich sind sie, die Günstlinge der Regierung, fürs erste noch steuerfrei und also noch nicht durch Schikanen in ihrem Streben fort und fort gehemmt.

Die Reiseroute des folgenden Tages war im wesentlichen durch den Lauf des zum zerḳa streichenden wādi von dscherasch[1]) und denjenigen

[1]) Oberhalb dscherasch wādi ed-dēr (nach der Ortschaft dēr el-līje) genannt.

des wādi ʿadschlūn[1]) bestimmt und ließ die Reize der Wald- und Berglandschaft des südlichen ʿadschlūn reichlich kosten. Der Bogen des wādi ed-dēr, der von Westen herabkommend allmählich südliche Richtung nimmt, blieb freilich bald unter uns zur Rechten, damit zugleich auch die Nekropole von dscherasch bei den Quellen ez-ziknāni. Beim alten Nordwesttor dscherasch verlassend, folgten wir dem alten Weg nach dēr el-līje auf die Höhe, uns immer wieder am Rückblick weidend, und trafen erst wieder kurz hinter sūf den Grund des Tals, das hier in seinem Oberlauf bedeutend verengt erscheint. Die Leute von sūf, das am südlichen Abhang des Tals liegt, zeigten sich uns von recht angenehmer Seite. Vor der Tür eines typischen Beduinenzeltes mitten im Ort war ein Webstuhl nach Landesart in einer Länge von ca. 16 m am Boden ausgespannt. Über seiner Mitte saß rittlings ein Zigeunerweib in dem dunkelblauen, faltenreichen Gewand der Beduininnen und ließ eifrig das Stäbchen mit dem Einschlagsfaden durch den Aufzug laufen. Freundlich und belustigt von unserem Wissensdurst gab sie die gewünschte Auskunft über ihre Kunst und hielt auch dem photographischen Apparat stand, während sich eine interessierte Gruppe von Dörflern sammelte.

Einen Blick noch zu den jenseits über dem Tal aufsteigenden, von Eichenbuschwald bekleideten Bergkuppen, nach der Gegend von bāb el-maṣfa und chirbet maḫne, den etwaigen Stätten von Mizpa (Richt. 11, 11; 10, 17, 1. Mos. 31, 49, Hos. 5, 1) und Mahanaim (1. Mos. 32, 3, 2. Sam. 17, 24), und weiter ging's der Höhe zu, von der das Tal von ʿadschlūn seinen Ausgang westwärts nimmt. Der Baumbestand wird dichter und nähert sich in etwas dem lichteren deutschen Wald. Aus den Zweigen, an denen das lichtgrüne, weiche Laub des Frühjahrs mit dem harten, glänzenden Blatt des Winters kontrastiert, lugt Gaisblatt in Knospen hervor. Dann und wann streckt sich auch ein Ast über den Weg, wie zu Absaloms Zeit, als der Wald mehr Leute fraß denn das Schwert, und das Haar des Königssohnes sich im Geäst verfing (2. Sam. 18, 8 f.). Auf der Wasserscheide gibt's viel gekappte Äste und abgestorbene Wipfel, die sich phantastisch in die Luft strecken. Das Auge sucht vergeblich einen Fernblick, aber, indem es dem Schall der Rohrflöte folgt, gewahrt es am nahen Hang die dunkle Masse einer Ziegenherde (vgl. Hoheslied 4, 1). Der w. ʿadschlūn bildet auf eine Strecke von noch nicht einer Stunde eine liebliche Waldschlucht, deren Grund mit malerischen Gruppen von losgelösten Felsblöcken und Gebüsch gefüllt ist. Danach

[1]) Es ist ganz passend, wenn das Tal in den Karten w. ʿadschlūn oder w. kefrindschi, d. h. nach den Hauptortschaften in ihm, genannt wird, obgleich die Namen einzelner Strecken verschiedene sind.

verschwinden wie mit Zauberschlag die Kulissen der Waldlehnen, und es öffnet sich ein weites, reiches Tal- und Berggemälde vor dem überraschten Wandrer. Unten lugt das Dorf ʿēn dschenne, d. i. „Paradiesquelle", aus dem Graugrün dichter Olivenhaine, die sich rechts und links gegen die weiten Abhänge auseinanderziehen. Im Hintergrund aber erscheinen die nördlichen Talränder gekrönt von einer stattlichen Burgruine, nicht unähnlich denen der Heimat. Es ist ḳalʿat er-rabaḍ, die Saladinsfeste, die auch in die Tiefe des Jordantales und auf die Schluchten des Westjordanlandes stolz hinabschaut. Sie liegt über einem Talkessel von reicher Ertragfähigkeit. ʿēn el-barrānīje, „die äußere Quelle" von ʿēn dschenne, an der wir stehen, vereinigt sich beim Dorfe mit andren Quellen zu einem plätschernden Bach, der seine Umgebung in der Tat zu einem Paradiese macht. Es war ein vergnüglicher Ritt, der nun in noch nicht einer halben Stunde am eilenden Wasser entlang, im schützenden Schatten breiter Öl- und hoher Nußbäume über grünen Plan an ʿēn dschenne vorüber nach ʿadschlūn führte. Beides sind große Ortschaften am rechten Ufer, die gegen die Berghänge angehen. Dicht unterhalb der starken Quelle von ʿadschlūn, hart am Bach, sendet eine alte, auf eine Kreuzfahrerkirche zurückgehende Moschee ein anmutiges Minaret empor. Ihr gegenüber hielten wir unter dem Goldgrün der Nußblätter am wurzelfesten Olivenstamm eine Mittagsrast, wie sie dem Palästinafahrer nicht häufig zuteil wird.

Unterhalb ʿadschlūn senkt sich der Talboden ziemlich rasch, während der Weg am linken Abhang mehr und mehr darüber bleibt. Ihn begleitet, eng und voll, ein Fluß zur Bewässerung der Gärten, Wiesen, Felder, Weinberge, die in anmutigem Wechsel die Halden füllen, indes das Rauschen des Mühle auf Mühle treibenden Baches aus der Tiefe tönt. Welche Fülle der Frühlingspracht, die den Weg umrankt und überdacht! Weiße und rote Cystusröschen stehen neben roten Immortellen und saftigen Orchideen in kräftigem Wuchs, die erschlossenen Blüten des Gaisblatts spenden berauschenden, die hangenden weißen Trichter der Storaxbüsche feinen Duft; das Laub der Terebinthe und der z. T. noch blühenden Eiche schlägt dem Reiter gegen den Tropenhelm. Da ist es schwer, bei der nüchternen Beobachtung zu bleiben, indes der Sinn von der Mühle am Bach und von der Rose auf der Heide träumen möchte. — Doch der Traum gibt uns ohnehin gar bald wieder frei. Noch weiter treten die Talhänge auseinander, das Dickicht macht weiten Kornfeldern Platz, die der böige Nord in Wellenbewegung setzt, die Landschaft wird wieder ärmer an Linien und Tönen. Nur kefrindschi, jenseits eines von Süden hervorbrechenden Seitentals über behäbigen Oliven- und Mandelgärten am Abhang gelegen, gibt noch einmal dem Bilde kräftigere Abwechselung.

Auch kefrindschi ist eine bedeutende Ortschaft und birgt gleich ʿadschlūn, ʿēn ʿdschenne und ḳalʿat er-rabaḍ viel Reste vergangener Kultur, Sarkophage, Grabhöhlen, Bauten, Inschriften, Münzen. Diese bezeugen, daß das Tal, seit alters überwacht von ḳalʿat er-rabaḍ, wie zur Zeit Saladins und der Kreuzfahrer schon zur Römerzeit eine lebhafte Rolle gespielt hat. Es war Durchgangspunkt vielbegangener Straßen, die Scythopolis, Pella, Amathus usw. mit Gerasa und Philadelphia verbanden. Freilich wie heute dscherasch seit seiner Neubesiedlung auf ʿadschlūns Bedeutung mehr und mehr drückt, hat besonders das alte Gerasa die genannten Orte in Schatten gestellt. Um so mehr drängt sich die Frage auf, ob ḳalʿat er-rabaḍ und ʿadschlūn nicht vor der Gründung Gerasas eine erhöhte Bedeutung gehabt haben. Darüber fehlen jegliche Nachrichten. Was die Blütezeit Israels betrifft, so spielte in eben dieser Gegend Mahanaim eine sehr bedeutende Rolle in politischer wie militärischer und auch religiöser Beziehung. Eine Stadt, die Mittelpunkt des ostjordanischen Königtums (Ischboseth, David) und danach Sitz eines salomonischen Statthalters war (2 Sam. 2, 8. 12. 29; 17, 24. 27; 19, 33, 1 Kön. 4, 14), die zugleich zur Verteidigung wie als Ausgangspunkt kriegerischer Operationen bevorzugt wurde (2 Sam. 2, 8. 12. 29; 17, 24), muß an einem Punkte gesucht werden, der die ganze Gegend beherrscht. Aus diesem wie aus andren Gründen, die hier nicht erörtert werden können, fordert ḳalʿat er-rabaḍ als etwaige Stätte Mahanaims in erster Linie Beachtung. Die östlich nicht weit von ḳalʿat er-rabaḍ gelegenen Höhenflächen boten Raum zur Entfaltung größerer Kampfesscharen,[1]) die Fruchtbarkeit des wādi ʿadschlūn hinreichende Verproviantierung, die Höhenlage über den Abhängen des Gebirges gegen den Jordan die beste Möglichkeit der Überwachung, die Lage am Rand des Abfalls wie der Hochebene Gelegenheit zu bequemer Beherrschung und Zusammenfassung beider Gebiete usw. Die östlich von der Burg gelegenen Höhen überragen es, sind aber, weil mit der Hochfläche verbunden, viel weniger fest.[2]) In neuester Zeit hat Ibrahim Pascha und die türkische Regierung in den alten Mauern eine kleine Garnison gehalten, um dem Räuberunwesen der Beduinenstämme zu steuern.

Etwa anderthalb Stunden unterhalb von kefrindschi nimmt das Tal gegen den Austritt aus dem Gebirge eine westnordwestliche Richtung.

---

[1]) Die Entscheidungsschlacht gegen Absalom kann freilich wegen 2. Sam. 18, 23 nicht östlich, sondern nur in ziemlicher Entfernung südlich (oder nördlich?) von M. stattgefunden haben, in der Nähe des Jordantals.

[2]) Der Name ḳalʿat er-rabaḍ erinnert an Ramoth oder Ramath Gilead (2. Kön. 8, 29; 9, 14, 1. Kön. 4, 13; 22, Jos. 21, 38), wenn die einmal in der LXX begegnende Lesart Raboth zutreffen sollte.

Unser Weg, sich südsüdwestlich haltend, überschreitet eine steile, höhlenreiche Talschlucht und dann den Bergwall, der den Winkel zwischen dem wādi ʿadschlūn und dem ṛōr erfüllt. In einsamer Höhe liegt da ein Grab unter wenigen Bäumen, wo sich die Landschaft auftut. Gegen Süden lag die Ferne in bleiernem Dunst, unter uns das ṛōr mit den blendenden Reliefs seiner Mergelhügel und dem Grün der Jordanschlange. Der Abstieg von dort ist äußerst beschwerlich und reizlos; der Weg führt über steinige Steilhänge dem Ausgange des w. rādschib zu. Ehe wir dieses aber erreichten, sahen wir uns in einem interessanten Dolmengebiet. Außer einer Gruppe, die uns auf und an einem gegen das ṛōr abfallenden Hügelrücken aufgefallen war, tauchten auch gegen N und NNW wie gegen S und SW auf hohen Kämmen oder tiefen Abhängen die bekannten Formen aus der Einförmigkeit des Geländes. Dazu gähnte an einer mächtigen Felsbank, die uns nördlich gegenüber lag, eine ganze Reihe von Höhlen, denen aus der Entfernung nicht sicher abzusehen war, ob sie von Natur oder Menschenhand oder von beiden gebildet sind, ob es Grabstätten sind und als solche mit den Dolmen in Zusammenhang stehen oder nicht. Auch hier hat die Natur der Felsbildung das Material für die Steinkammern, die riesigen, 40—50 cm dicken Kalksteinplatten, bereitgelegt; sie lagen in starker Neigung gegen das ṛōr übereinandergeschichtet. Nur stellenweise haftet Dornbusch und Kraut über dem Plattenhang und schmiegt sich in wilden Gruppen an die Wangen der Gräber. Zu bemerken waren hier nur Einzelkammern. In der starren Öde seiner Umgebung macht dies ausgedehnte Totenfeld mit dem melancholischen Ausblick in die Heideflächen des ṛōr einen ergreifenden Eindruck. In den Jahrtausenden, die verronnen sind, dürfte die Ruhe der Toten kaum durch den Klang der Waffen oder den Ruf des Kameltreibers gestört worden sein. Aber die nasalen Weisen der Hirtenflöte haben hier Heimatsrecht. —

Bald rauschte unter uns das starke, klare Wasser des rādschib-Flusses, der auch in den Dienst der Kulturen im ṛōr genommen ist, wie die Leitungen rechts und links beweisen. Mit eifrigem Zuruf hielt sich der getreue Chalīl hinter jenem Gaul, der wegen Neigung zu gelegentlichen Sitzbädern in kühlender Flut das Vertrauen des Reiters verscherzt hatte. Hoch ragte der Doppelwall von blühendem Oleander und riesigem Schilf. War das Farbenspiel an sich so reizvoll oder nur für das an Eintönigkeiten gewöhnte Auge des Reisenden? Aber wie gebannt sah ich, wie ʿabd es-salām, der jugendliche Hippokrat, in das Dickicht hineinritt. Leuchtend hob sich das Weiß des Schimmels wie das Rot des Tarbuschs vom sattgrünen Hintergrund der Oleander ab. Ein Augenblicksbild —, und wie ist es den Sinnen haften geblieben! — Verfallene Mühlen reden

auch hier von belebter Vergangenheit. Wo jetzt die braune, hagere Gestalt des ṛōr-Beduinen hinter den Disteln hervorlugt, kam ein Alexander Jannäus stromauf gezogen vom nahen Amathus gen Ragaba (= rādschib?), vom Siege zum Tode. Und wo zur Stunde der tell ʿammata bleich in der Abendsonne liegt, spielte zur Zeit des Gabinius das rege Leben einer Bezirkshauptstadt.

Im ṛōr am Fuß der Berge hinziehend, wo vermauerte Höhlen den Beduinen als armselige Behausungen dienen, lassen wir unser Auge über grüne Felder und weites Heideland schweifen, aus dem sich nahe und ferne Tells, gleich Sandkuchen, von Riesenkindern geformt, erheben. Und wo bleiben wir zur Nacht? Wohl unter freiem Himmel gar? Von einer Dorfschaft ist nichts zu sehen, aber vor uns umgeben Lehmhütten eine blendend weiße Kuppel, das stattliche Heiligtum abu ʿobēdas, des waffengewaltigen Feldherrn Omars. Gerade versinkt die Sonne, ein prächtiges Strahlenbündel verbreitend, hinter den Westbergen, da langen wir bei unserm Heiligen an, um die Nacht bei ihm zu Gaste zu sein. Das zerlumpte Gesindel der sechs niedrigen Hütten und etliche Kameltreiber werden unsre Gesellen im Schutz abu ʿobēdas sein. Doch jene bleiben genügsam draußen, wir aber dringen begehrlich in den geweihten Raum, den eine hohe massive Mauer im Viereck umschließt. Ein schmales Pförtchen mit hoher Schwelle führt in einen unkrauterfüllten Hof, aus dem man zu einem Vorgebäude mit breitem Torweg und je einem leeren Raum zur Seite aufsteigt. Dahinter liegt das eigentliche Grabgebäude, durch einen kleinen Gräberhof getrennt. Auf der Terrasse vor dem Vorgebäude, in dem wir nächtigen wollen, machen wir's uns bequem, so gut es gehen will, indes beim Strahl der Venus und beim Aufflackern der Lagerfeuer der laute Chor der Frösche in das Streichkonzert der Grillen fällt und die Glühkäfer ihre kurzen Kreise ziehen. Bald siedet das Wasser für den Tee, und mit Gerätschaften, die der Beduine aus seiner Küche liefert, wird ein Eierkuchen bereitet, der den Genuß von Fellachenbrot und Hühnerfleisch erhöht. Dann suchten wir drinnen auf gastlich gebreiteten Decken den Schlaf. Aber wenn abu ʿobēda auch vor Raub und Diebstahl schützt, so doch nicht vor dem Blutdurst der nächtlichen Peiniger. Da wäre „die Flucht in die Öffentlichkeit", die der eine gar bald unternahm, wohl nachahmenswert gewesen, wenn der Europäer nur gleich den Beduinen drüben auf dem Hüttendach mit verhülltem Haupte gegen Tau und Nachtluft zu schlafen verstünde. Und diese war doch empfindlich kalt.

Die Größe des Weli steht zu der Armseligkeit der an ihm gelegenen Hütten in auffallendem Kontrast, der sich nur so erklärt, daß der Ort ein mezār, ein Wallfahrtsort, für einen weiteren Bereich ist, wo jahraus

jahrein viele zusammenkommen, mit der Schlachtung eines Hammels ihr Gelübde dem Heiligen einzulösen. abu ʿobēda beherbergt auch Tote. Unter der Ostmauer der Grabgebäude liegt ein Schechgrab mit dem üblichen Grabmal der Moslem, dem Stufenaufbau und den beiden Säulen. Ersterer zeigt an einer Langseite eine mit Inschrift und flachen Reliefs verzierte Tafel. Die Reliefs stellen im Ensemble die Utensilien des Kaffeegetränks dar: das Eisen mit langem Stiel, auf dem der Kaffee ad hoc gebrannt wird, den hölzernen Mörser und marmornen Stößel zum Zerstoßen der Bohnen, die langschnäblige Kaffeekanne und drei jener kleinen henkellosen Tassen auf einem Tablett.

Zu einer Zeit, als man von abu ʿobēda noch längst nichts wußte, wallfahrteten Beduine, Bauer und Bürger nach einem Ort, den wir ein Stück südlich von abu ʿobēda im ġōr suchen müssen. Das war Sukkoth, eine der dem Andenken Jakob-Israels geweihte Stätte, deren Namen das A. T. aus der einstigen Sitte der Gegend herleitet, dem Vieh Hütten zu bauen, wahrscheinlich zum Schutz gegen die Sonnenglut (1. Mos. 33, 17). Es dürfte sich um Schilfhütten gehandelt haben, ähnlich denen, die heute auf den Dächern der ġōrdörfer zum Nächtigen der Menschen errichtet zu werden pflegen. Wir wissen nicht sicher, wo wir uns mit dem israelitischen Erzähler die schwarzen Zelte Leas und Rahels im ġōr denken sollen, dürfen aber die Stätte Sukkoths mit dem Talmud im derzeitigen tarʿala, dessen Namen aber im heutigen großen Doppelhügel tell dēr ʿalla unmittelbar vor der Talöffnung des wādi zerḳa (des biblischen Jabbok) wiederfinden, da auf keinen Fall das Sukkoth Jakobs und Gideons auf dem Westufer des Jordan (in es-sāḳūt) und erheblich nördlicher als die Linie Jabbok—Sichem = zerḳa-nāblus gelegen hat (vgl. 1. Mos. 32, 23 f. und 33, 18 mit 33, 17; Richt. 8, 5 ff. mit 8, 8 ff. 11). Wie heute dēr ʿalla den ganzen Landstrich bis an den Jordan und die Jabbokmündung bezeichnet, so war Sukkoth der Name für einen ganzen Bezirk um die so benannte Stadt.

Der Tell lag grell im Morgenlicht, als wir nach dreiviertelstündigem Marsch an seinen hohen Rändern vorüberkamen. Über dem, was er birgt, liegt noch ungelichtetes Dunkel. Aber die Phantasie sieht aus dem mächtigen Tal zur Linken Jakobs Herdenzüge gegen die Wasserrinnen und Weidegründe der Steppe wallen, sieht geschlagene Räuberhorden von bēsān her in diese Eingangspforte des Ostjordanlandes drängen, bald darauf den nachsetzenden Gideon vor den Toren Sukkoths Brot für seine Leute fordern, das ihm die Feigheit der Bürger verweigert.

Der Pfad lief nunmehr durch ein Gelände von flachen Mergelhügeln mit spärlichster Steppenvegetation und ungehindertem Ausblick. Hier

und dort auf der Höhe der eigentümlichen Grabtumuli dieser Gegend tauchten vereinzelte Gestalten in der Einsamkeit auf. Ganz allmählich, indem wir unausgesetzt in südsüdwestlicher Richtung zogen, nahten wir uns dem Flußlauf des wādi zerḳa, der nach seinem Austritt aus dem Gebirge noch eine weite Reise nach Süden macht, ehe er sich mit dem Jordan vereinigt. Und erst zwei knappe Stunden, nachdem wir tell dēr alla passiert hatten, berührten wir den Rand der Flußniederung. Da senkte sich mit Wonne das vom Mergelschimmern geblendete Auge in das grüne Dickicht der hier über den Weg ragenden, dort mit Rohrbüscheln und Pappellaub sich mischenden Tamariskenwedel, lauschte das Ohr, nach dem dumpfen Hufschlag auf festem Steppenboden, dem Sang des bulbul, der palästinischen Nachtigall. Nach abermals 20 Min. sind wir am Klippenrand, der den Jordan umrahmt. Eben hier wird der Jabbok an günstiger Stelle durchritten. Und indem wir uns dem Jordan zuwenden, fesselt die Pyramide des ḳarn ṣarṭabe, die der Bergkette des Westlandes vorgelagert in kühnen Linien über den Horizontalen der jenseitigen Mergelklippen und des Jordangebüsches sich auftürmt. Auf dem Plan, der uns noch von der Jordanfähre trennt, schimmern weiße Flecken. Störche haben sich hier in dichten Scharen niedergelassen und kommen bei unserer Annäherung in Bewegung. Aber es ist mißlich, ihrem Fluge nachzuschauen. Kaum haben wir den isolierten Hügel des tell ed-dāmie hart links gelassen, versinkt Chalīls starker Esel unter ihm mit beiden Hinterfüßen im Erdboden und kann nur mit fremdem Beistand aus seiner Lage befreit werden. Vorsichtig das Pferd am Zügel führend überschreiten wir den unvermuteten Sumpfbereich und stehen bald darauf am Jordan, der hier voll und tief zwischen steilen Ufern dahinschießt und die am Stahltau hangende Fähre in wilden Strudeln umquillt.

Am andern Ufer bildet eine primitive Hütte aus Zweigen und Schilf die Raststätte der Kameltreiber und Händler, die von nāblus ins Ostjordanland reisen. Der Durstige greift zum Wasserkrug und gießt sich das kühlende Naß geschickt in den geöffneten Mund oder läßt sich von der Beduinenfrau aus dem nachbarlichen Zelt Buttermilch in weitem Holzmaß kredenzen, das von Mund zu Mund wandert. Auch wir hatten von dem Schüttelprodukt des Ziegenschlauches genossen, da sah ich, wie sich ein kaum einjähriges Kind an die auf den Erdboden gestellte Buttermilch heranmachte, immer wieder die selten gewaschenen Finger eintauchte und zum Munde führte, wobei das meiste über Hand und Ärmel wieder zurückfloß. Wie stolz leuchteten die Augen der Mutter, als sie dieses Treiben des hoffnungsvollen Sprößlings gewahr wurde! Von der fetten Schafmilch, die an Ort und Stelle gemolken wurde, gossen wir in den

Tee, während in dem reizenden Idyll urwüchsiger Sitzgelegenheiten Kätzchen und Zicklein uns umspielten. Am Schmuck der Beduinin fiel mir außer den gewohnten Arm- und Fußspangen ein Daumenring auf.

Bei der Glut der Mittagshitze war die Wirkung des Bades bald verflogen, das wir an Tamariskenzweigen hängend im reißenden Strom genommen hatten, um so schneller, als die Sonne hoch und voll in die Steppe des unteren wādi fārʿa[1]) hineinbrannte. Ein kurzes Stück Weges blieben wir unmittelbar am hohen Rand des Jordanufers, das an vielen Stellen frisch abgerutscht erschien. Solche Uferrutschungen sind gerade in der Gegend von tell ed-dāmie, dem alten Adam (Jos. 3, 16 und ev. 1. Kön. 7, 46), das wir passiert haben, häufig und bewirken je nach ihrer Masse Überschwemmungen und Veränderungen des Flußlaufes. Daher die Sumpfbildungen dieser Gegend, daher auch die seltsame Erscheinung, daß die von Beibars i. J. 1266 erbaute, in Ruinen unter uns liegende Brücke (dschisr ed-dāmie), die einst Jordan und Jabbok zugleich überspannte, jetzt von beiden Flüssen beträchtlich entfernt auf dem Trockenen steht. Ein ausgedehnterer Erdrutsch solcher Art, der durch die Frühlingsfülle des Flusses herbeigeführt (Jos. 3, 15b), ihm den Lauf sperrte und über die Ebenen von ed-dāmie sich ergießen ließ, scheint nach dem ausdrücklichen Hinweis von Jos. 3, 16 den Übergang der Kinder Israel über den Jordan bei Jericho erleichtert zu haben und wurde ihnen bei ihrem Einbruch in Kanaan Bürgschaft des göttlichen Beistandes. Und die sonstigen wichtigeren Ereignisse dieser Gegend? Es kann nicht anders sein, als daß ed-dāmie, wo heute die Karawanenstraße und die Telegraphenleitung zwischen es-salṭ und nāblus den Fluß überschreitet, wo die mächtigen Talläufe des zerḳa und des w. fārʿa sich begegnen, zu allen Zeiten ein wichtiger Verkehrspunkt des „Jordan-Umkreises" gewesen ist. Hier marschierte das Aufgebot der Ephraimiten durch, das den von Gideon geschlagenen Midianitern den Rückzug verlegen wollte (Richt. 7, 24), hier wurden die Fliehenden Ephraims von Jephtas Leuten aufgehalten, entlarvt nnd vernichtet (Richt. 12, 6), hier wird dann Abner, nach nächtlichem Eilmarsch das Jordantal hinauf, in der Morgendämmerung über den Jordan gesetzt sein, um auf Mahanaim weiterzuziehen (2. Sam. 2, 29). Im Schoße der benachbarten Bergabhänge suchen wir das Hüttenwerk, das den Königen Israels das Kupfererz gewann, und näher am Flusse die Königliche Metallgießerei von Adam, die die Geräte zum salomonischen Tempel lieferte (1. Kön. 7, 46, unter Textherstellung). Vermögende und trotzige Städte wie Sukkoth und Zarthan lagen in der Nähe (1. Kön. 7, 49, Jos. 3, 16,

---

[1]) Unterhalb des tell ed-dschōzele nach diesem genannt.

1. Kön. 11, 26) als Stationen des herüber- und hinübergehenden Handels. — Auch von hier, als einem Teil des Jordankreises, strömten heilsbegierige Scharen zum strengen Bußprediger (Mt. 3, 5); ja, es ist wohl möglich, daß der Täufer selbst in dieser Gegend der Jordanaue tätig gewesen ist (Joh. 1, 28).[1] Wie anders dies Treiben als der Zug der Feldzeichen eines Pompejus, der gegen Aristobul auf Alexandrium (= ḳarn ṣarṭabe ?), und eines Vespasian, der im jüdischen Krieg gegen ʿaḳrabe heranrückte! —

Weit über eine Stunde zieht sich das dschiftlik-Gebiet aus dem ṛōr in den w. fārʿa hinauf, nämlich so weit, als dieser noch eine breitere Ebene darstellt. Diese verjüngt sich freilich stetig gegen den Platz des großen, zweistöckigen, mit Kuppeln gedeckten dschiftlik-Gebäudes, das schon von weitem auffällt, gleich dem wenig südöstlich gelegenen, blendend weißen Grabgebäude ʿabd el-ḳādirs am Fuß des tell ḳarāwa. Noch ist der Talausgang zum größten Teil Steppe, über deren hohen Krautwuchs feinästige Sidrbäume sich breiten. Sie bieten wohl in Masse die kleinen apfelähnlichen Früchte, aber keinen redlichen Schatten (vgl. Richt. 9, 14 f.). Und die Hitze wurde dadurch nicht verringert, daß rechts und links vom Wege das Kraut, von Beduinenhand entzündet, in Flammen aufging. Knisternd und prasselnd liefen die Flammen durch die im Nu verzehrten Halme;[2] hoch über dem langsam streichenden Rauch kreisten die Geier, wo etwa ein Mäuschen oder ein Reptil durch die feurige Lohe aufgeschreckt würde, und zwischen schwarzgebrannten Flächen und gelbgesengten Sidrsträuchern standen die Zelte der Lohnarbeiter. Die Heidebrände dienten hier nicht dem Zweck, Platz für Tennen zu schaffen, sondern dazu, die Feldbestellung vorzubereiten. Die Gegend ist reich bewässert. Neben dem Verwaltungsgebäude ist bereits ein ansehnlicher Komplex von Gärten und Feldern entstanden, der die Umgebung freilich um so dürftiger erscheinen läßt. Wir verließen hier, der Telegraphenleitung nach nāblus noch ein gut Stück folgend, den w. fārʿa und stiegen den w. ez-zēt in westlicher Richtung hinauf, wie vor Zeiten die englischen Reisenden Irby und Mangles, nur nicht wie diese von ostjordanischen Beduinen verfolgt. Hier war die Öde trostlos: kein Baum, kein Strauch, nur verdorrendes Kraut auf den formlosen Abhängen, die jeglichem Ausblick stundenlang wehrten. Erst in beträchtlicher Höhe beginnt wieder Saatenkultur. Und nun von Terrasse zu Terrasse des Gebirges aufsteigend, gewannen wir immer freiere Orientierung, grüßten weit im Osten hinter uns ḳalʿat er-

---

[1]) Wenn hier nämlich Bethabara mit bētbārá, Richt. 7, 24, zusammengebracht werden darf.

[2]) Vgl. Jes. 5, 24.

rabad und quer vor uns mehrere Talzüge, unter ihnen den w. el-kerād, der östlich von nāblus beginnt. Schlatter hält ihn mit Unrecht für den Bach Krith des Propheten Elias, denn er ist, wie wir sahen, gänzlich wasserlos (vgl. 1. Kön. 17, 3 f.).

Am Abend befanden wir uns in den freundlichen Gefilden von jānūn, dem alten Jānōaḥ (Jos. 16, 6), wo nach Meinung der Moslem nebi nūn (vgl. 2. Mos. 33, 11 u. f.) auf freiem Bergsattel unter schönen Eichen begraben liegt, und ausgedehnte Olivenhaine Talgründe und Berghänge überziehen. Und hier, kurz bevor wir in ʿaḳrabe eintrafen, von einem nach Osten offnen Abhang, wurde uns ein imposanter Ausblick in die Jordanlandschaft von abu ʿobēda, dessen Kuppel in der Abendsonne zwischen einer Gebirgslücke heraufl ächelte, über das Horn des ṣarṭabe hinweg bis zum blauen Spiegel des Toten Meeres. Gekrönt vom dschebel ōschaʿ wachte die Gebirgsmasse des dschebel dschalʿūd über den grell schimmernden Tiefen.

In ʿaḳrabe ist der Wandel der Zeiten nicht so schroff als anderwärts. Es war einst Hauptstadt einer ganzen (judäischen) Landschaft, einer der Mittelpunkte der Landesverteidigung gegen Vespasian, und ist heute ein ansehnliches, wohlhabendes Bauerndorf. Der Wirt, dem uns die Abendversammlung eines Schēchs des Orts zuführte, ließ es sich nicht nehmen, seinen Gästen das Abendmahl zu bereiten. Bald wurde auf einem Rundtisch von 20 cm Höhe und 1 m Durchmesser Reis in sämn (zerlassener Butter) mit Hammelfleisch, läbän (geronnene Milch), Fellachenbrot und Griesbrei aufgetragen, Gerichte, denen wir alle Ehre antaten. Der Gastraum, der uns beherbergte, die maḍāfe einer Sippe des Orts, war nach Landessitte eingerichtet, mit Flachnischen in den Wänden, auf deren Bänken bei Tage die Matratzen und Decken aufgehäuft werden. Es war wohl geratener, diese liegen zu lassen wo sie lagen und sich mit der Satteltasche als Kopfkissen auf dem harten Steinboden auszustrecken.

Als die Sonne farbenklar emporstieg, sah sie uns zur letzten Tagestour bereits auf den Beinen. Der Morgen war tauig und frisch, fast kalt. Das Gelände, das wir durchzogen, ist sehr vielgestaltig und wenig übersichtlich. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß eine Gegend, die von jeher reich bebaut und stark bevölkert gewesen ist, mitten zwischen fleißig bestellten Feldern und zahlreichen Ortschaften die Trümmer früherer Zeiten, Ruinen und Felsengräber, aufweist. Eine Trümmerstätte forderte um ihres ehrwürdigen Alters und ihrer religiösen Bedeutung willen auch vom Eilenden gebieterisch Halt, Silo, die heilige chirbet sēlūn. Wir stießen auf unserem Wege zuerst auf die Quelle von sēlūn im wādi sēlūn.

Es ist eine sehr schwache Quelle, dazu an zwei Manneslängen tief unter der Oberfläche sprudelnd. Katzengewandt steigt die Fellachin, die wir um einen Trunk vom vorzüglichen Wasser angegangen haben, den engen Schacht hinab. Den Zwecken des einstigen Heiligtums von Israel scheint die Quelle kaum gedient zu haben, da chirbet sēlūn eine viertel Stunde von ihr entfernt südlich über dem Tal auf einer Hügelkuppe zwischen zwei Seitentälchen liegt. Was an der Quelle und im Tal an Resten der Vergangenheit sich findet, sind spätjüdische Gräber; jedenfalls ist das merkwürdige Doppelgrab in jenem großen, jetzt losgelösten Felsblock, das ein spätes Geschlecht für das Grab des Hophni und Pinehas ausgegeben haben soll, nicht älter als Christus, da zu dieser Zeit die dort angewandte Form der Arkosolien aufkam. Eine Treppe ist in den Felsblock gehauen und führt seitlich auf seine Oberfläche hinauf, die eine regellose Gruppe von größeren und kleineren Schalenvertiefungen neben einem senkgrabähnlichen Bassin zeigt. Sie sind hier wie anderwärts noch ungelöste Rätsel für den Forscher. Die Gräberanlage im Tal aber wird von der Judenschaft herrühren, die sich um die reiche, jetzt trotz massiger Stützen in Trümmern liegende Synagoge von Silo geschart hatte, über die aber Nachrichten fehlen. Ihre Geschichte fesselt den christlichen Archäologen auch weit weniger als das Schicksal jenes Tempels, der das erste Hauptheiligtum und der erste Sammelpunkt Israels in Kanaan war, und von dem doch keine Spur geblieben ist. Wir denken des Gottesgerichts, das ihn vernichtet hat wie danach den viel stolzeren Tempel von Jerusalem, als eines warnenden Zeugnisses gegen allen Afterglauben (vgl. Jer. 7, 12 ff.) und fragen angesichts der Trümmer des arabischen Dorfes, die jetzt den Hügel bedecken: Wo mag die Bundeslade, das uralte Palladium des Volkes, in dem es die hilfreiche Gegenwart des Schlachtengottes beschlossen sah, gestanden haben? Wo hoben sich die Pfosten, vor denen Elis Greisengestalt zu sitzen pflegte? Wo lagen die Stufen, von denen Hannas Gebetskraft zum Himmel drang? Wo hing die ewige Lampe, von Samuels Jugend gehütet? — Ein unregelmäßiger kleiner Felsenteich scheint in der Mutmaßung über die Stätte des Heiligtums willkommene Hilfe zu geben, wenn er nämlich einst als Wassersammlung für dessen Zwecke entstand. Dieses selbst wird sich dann nahe dabei erhoben haben, entweder auf dem Platz der erwähnten Synagoge[1]) am Fuße eines südlich vom Teich aufsteigenden Hügels — man wird die Synagoge an irgend einem durch Überlieferung gewiesenen Punkte errichtet haben — oder nördlich vom Teich zwischen diesem und dem Dorf am Platz des heutigen Weli

[1]) dschāmiʿ es-sittīn genannt, nicht dsch. el-arbaʿīn (Baedeker).

dschāmiʿ el-jetēm.[1]) Da der Hauptzugang nach dem Ort heut wie einst von der südlich gelegenen kleinen Ebene von turmusʿaija stattfand, so hatte der Wallfahrer[2]) das Heiligtum gerade vor sich, hinter dem Teich, wenn wir es am letztgenannten Platz denken. Dann vollzogen sich auch die Volksversammlungen Israels zum Krieg oder Rat und Gericht, die die Ebene von turmusʿaija füllten, recht eigentlich angesichts des Heiligtums „vor Jahve“ (Jos. 18, 1. 8ff; 19, 51; 22, 12, Richt. 21, 12, 1. Sam. 4, 3f.), und die heiligen Reigen der Jungfrauen beim großen Herbstfest zogen von hier in die ringsumher liegenden Weinberge (Richt. 21, 19. 21ff.) an der Halle für die Opferschmausereien (1. Sam. 1, 4. 7ff.) vorüber. — Hätten wir Richtlinien und Farbentöne genug, um dieses älteste Leben Israels, auf dem seine ganze weitere Entwicklung beruht, uns vor Augen malen zu können! Klar ist, daß die Ebene bei Silo, mitten in den schützenden Bergen und doch nahe an der großen Nordsüdstraße des Landes, vortrefflich geeignet war zum Sammelpunkt für ein Volk, das im Lande zwar festsaß, aber noch nicht durchaus herrschte.

Der Mittag war noch nicht da, als wir in die Chaussee nāblus-Jerusalem einlenkten, die uns nun durch die an Öl und Wein reichen Talgründe Josephs[3]) bei dschifna und den Gebirgsrücken von Benjamin entlang, bald ansteigend, bald abwärtsgehend, leitete. Als wir endlich den Scopus erreichten, lagen schon tiefe Schatten auf dem jüdischen Land, und mit vielen Lichtern empfing die hochgebaute Stadt den Wegemüden.

Vom galiläischen Meer hinauf gen Jerusalem! — Anders malt sich die Welt dem emsig forschenden Archäologen als dem Pilger der biblischen Zeit. Er säumt, wo dieser stracks sein Angesicht wandte, er knüpft an zerissene Fäden der Vergangenheit, wo dieser mit heißer Erwartung dem Zug der Zukunft folgte. Wo wir prüfen, ging er achtlos vorüber, wo er ergriffen stille stand, hasten wir oft vorbei. Und doch, wenn sich die verlorensten Einzelheiten und äußerlichsten Wahrnehmungen erst zum einheitlichen Bild von Land und Leuten Palästinas sammeln lassen, treten aus diesem nüchternen Bilde mit wachsender Klarheit und Lebensfülle die Züge dessen heraus, der unsres Lebens Kern und unsres Forschens letztes Ziel ist.

[1]) Nach Aussage der früheren Reisenden hat dabei eine große Eiche gestanden, aber eine alte Terebinthe überdeckt das Gebäude.

[2]) Vgl. 1. Sam. 1, 3; 2, 14 u. f.

[3]) Vgl. 5. Mos. 33, 13ff.



E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.



